

G

GOLDMANN
KRIMI

JACK HIGGINS

NACHT OHNE ERBARMEN



40 JAHRE
GOLDMANN KRIMI
JUBILÄUMSAUSGABE

40 JAHRE GOLDMANN KRIMI

1952 startet Wilhelm Goldmann die erste deutsche Krimi-Taschenbuchreihe. Dies ist der Auftakt zu einer beispiellosen Erfolgsstory: In vier Jahrzehnten werden weit über 100 Millionen rote Krimis verkauft. Sie stehen für die Entwicklung des Kriminalromans in Deutschland.

Den Anfang machte »Der Frosch mit der Maske« von Edgar Wallace, der auch gleichzeitig der erste Band des neu gegründeten Goldmann Taschenbuchverlags war. Und als 1989 mit »Die Spur des Spielers« von Tom Kakonis der 2500. Goldmann Krimi auf den Markt kam, schloß sich der Kreis vom unsterblichen Klassiker der frühen fünfziger Jahre zum modernen Thriller der achtziger Jahre.

1992 werden die roten Krimis 40 Jahre alt. Aus diesem Anlaß erscheint eine einmalige Jubiläumsausgabe mit 40 herausragenden Titeln, die für vier Jahrzehnte internationale Krimispannung stehen.

Alle Titel der Jubiläumsausgabe:

- 1 Edgar Wallace: Der Frosch mit der Maske
- 2 Edgar Wallace: Der Hexer
- 3 Louis Weinert-Wilton: Die weiße Spinne
- 4 Margery Allingham: Mode und Morde
- 5 Dorothy Sayers: Mord braucht Reklame
- 6 Dorothy Sayers: Es geschah im Bellona Club
- 7 Raymond Postgate: Das Urteil der Zwölf
- 8 Nicholas Blake: Der Morgen nach dem Tod
- 9 Victor Gunn: Das Wirtshaus von Dartmoor
- 10 Victor Gunn: Die Lady mit der Peitsche
- 11 Agatha Christie: Mördergarn
- 12 Agatha Christie: Elefanten vergessen nicht
- 13 Ngaio Marsh: Ein Schuß im Theater
- 14 Ngaio Marsh: Ouvertüre zum Tod
- 15 Sara Woods: Ein Dieb oder zwei
- 16 Arthur W. Upfield: Der neue Schuh
- 17 Arthur W. Upfield: Ein glücklicher Zufall
- 18 Erle Stanley Gardner: Der schweigende Mund
- 19 Erle Stanley Gardner: Perry Mason und die krumme Kerze
- 20 Rex Stout: Der rote Bulle
- 21 Rex Stout: Die Champagnerparty
- 22 Bill Knox: Ins Netz gegangen
- 23 Bill Knox: Das Spiel wird ernst
- 24 Jack Higgins: Nacht ohne Erbarmen
- 25 Francis Durbridge: Das Halstuch
- 26 Francis Durbridge: Melissa
- 27 Georges Arnaud: Lohn der Angst
- 28 Joseph Hayes: An einem Tag wie jeder andere
- 29 Ira Levin: Der Kuß vor dem Tode
- 30 James M. Cain: Doppelte Abfindung
- 31 Peter O'Donell: Modesty Blaise. Die tödliche Lady
- 32 Nicolas Freeling: Van der Valk und die Katzen
- 33 Julian Symons: Nicht zur Veröffentlichung
- 34 Martin Cruz-Smith: Sing, Zigeuner, sing
- 35 Margaret Truman: Mord im Weißen Haus
- 36 Margaret Truman: Die Mauer des Schweigens
- 37 Gisbert Haefs: Mord am Millionenhügel
- 38 Georg R. Kristan: Das Jagdhaus in der Eifel
- 39 Stuart Kaminsky: Kalte Sonne
- 40 Tom Kakonis: Die Spur des Spielers

Jack Higgins

NACHT OHNE ERBARMEN

In the Hour Before Midnight

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Norbert Wöfl

Goldmann Verlag



Der Goldmann Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany • 1/92

Sonderausgabe

© der Originalausgabe 1969 by Jack Higgins

© der deutschsprachigen Ausgabe 1969/1983

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Frank Schott, Köln

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Ge • Herstellung: Klaus Voigt

Krimi 66646

ISBN 3-442-06646-8

1

Er muß wohl schon während der Nacht gestorben sein, aber erst als die Hitze des Tages kam, merkte ich es.

Eigentlich war es weiter nicht wichtig, nicht einmal der Verwesungsgeruch. Hier starben sie alle außer mir – Stacey Wyatt, dem großen Überlebenskünstler. Es hatte Zeiten gegeben, da hätte ich den Tod wie einen Freund willkommen geheißen und ihm auch noch nachgeholfen, aber das war schon lange vorbei – zu lange. Nun hatte ich mich in ein eigenes Nirwana zurückgezogen, und keiner konnte mir mehr etwas anhaben.

Nun saß ich schon das vierte Mal hier unten, seit sie mich ins Arbeitslager Fuad gebracht hatten. Der Anlaß war jedesmal eine Inspektion durch Major Hussein. Im Juni-Krieg war er zusammen mit Tausenden anderer in Sinai geschlagen worden und mußte durch eine der übelsten Wüsten der Welt nach Hause humpeln. Er hatte zugehört, wie seine Einheit auseinanderbröckelte, wie die Männer ringsum zu Hunderten verdursteten, und die pralle Sonne hatte sich in sein Gehirn eingefressen. Dort brannte nun ein Feuer, das nie mehr zu löschen war, ein Haß gegen Israel, der sich schon zu einer fixen Idee entwickelt hatte.

Er glaubte überall Juden zu sehen. Eine ständige Bedrohung für Ägyptens Sicherheit. Da ich ein Feind seines Landes war, wegen subversiver Tätigkeit rechtsgültig verurteilt, mußte ich für ihn auch ein Jude sein, der es irgendwie fertiggebracht hatte, diese Tatsache vor dem Gericht zu verheimlichen.

Im vergangenen Juli hatte ich von Kreta aus ein Motorboot mit Goldbarren für einen Herrn aus Kairo herübergebracht, der mich am Strand bei Ras-el-Kanays erwarten sollte. Diese Lieferung gehörte zu einem komplizierten Tauschgeschäft, an dem irgend jemand irgendwo einmal ein Vermögen verdienen sollte. Ich bin nie so recht dahintergekommen, was eigentlich

schiefig, jedenfalls tauchten im ungünstigsten Augenblick zwei ägyptische Kanonenboote auf, und eine halbe Kompanie Infanterie empfing mich am Strand. Eine halbe Tonne Gold kam der Wirtschaft des Landes zugute, und der namenlose Amerikaner John Smith bekam sieben Jahre aufgebürstet.

Nach sechs Monaten in einem Stadtgefängnis verlegten sie mich nach Fuad, einem Fischerdorf, neunzig Meilen von Alexandria entfernt. Wir waren ungefähr dreißig, überwiegend politische Gefangene, die zur Strafarbeit im Straßenbau abkommandiert wurden – nur handelte es sich in diesem Fall um eine neue Hafenmole. Bewacht wurden wir von einem halben Dutzend Bauernburschen in Uniform und einem Zivilaufseher namens Tufik, einem großen, dicken Mann, der viel schwitzte und immer lächelte. Er hatte zwei Frauen und acht Kinder und behandelte uns den Umständen gemäß bemerkenswert anständig. Ich glaubte allerdings mehr, daß er eine Prämie bekommen sollte, wenn die Arbeit im Juli beendet war, und das bedeutete, daß er jede verfügbare Hand zur Arbeit brauchte und nicht wollte, daß einer von uns wegstarb.

Der Mann, der während der Nacht in glücklichere Gefilde hinübergegangen war, stellte einen Sonderfall dar. Er war ein Beduine aus dem Süden, der schon wiederholt Fluchtversuche unternommen hatte. Ein wilder, stolzer Draufgänger, der in seinem ganzen Leben noch nie unter einem Dach geschlafen hatte. Für ihn war jede Art von Gefängnis automatisch ein Todesurteil, und alle wußten das, sogar Tufik. Aber schließlich mußte man auf die allgemeine Disziplin im Lager Rücksicht nehmen, und so war er als Warnung für die anderen ebenfalls ins Loch gewandert. Als ich dazukam, befand er sich schon eine Woche dort.

Ich trug eine Art von hölzernem Joch auf den Schultern, das mit einem Vorhängeschloß am Hals befestigt war. Meine Handgelenke waren in Schulterhöhe daran gekettet. Es war mir unmöglich, mich hinzulegen oder aufzustehen, denn wenn ich

das in dem engen Raum versuchte, stießen die Enden des Jochs gegen die rauen Wände, und ich riß mir schmerzhaft den Hals auf. So saß ich in der Hitze da, versenkte mich in mein eigenes Vergessen und las in Gedanken Seite um Seite meiner Lieblingsbücher. Das ist übrigens eine vorzügliche Geistesübung. Wenn das versagte, kehrte ich zur nächsten Phase eines höchstpersönlichen Kurses in Selbstanalyse zurück.

Ich hatte mit meiner Kindheit begonnen, mit den frühesten Erinnerungen an Wyatts Landing, zehn Meilen von Cape Cod entfernt, wo die Familie meines Vaters herstammte. Wie wenig die mich mochte, ging mir erst auf, als er 1953 in Korea fiel. Damals war ich zehn. Erst danach wurde mir klargemacht, daß in meinen Adern nicht nur reines Wyattblut floß, denn meine Mutter war Sizilianerin. Also zogen wir nach Sizilien in die große, kühle Villa auf den Felsen über dem Meer, nicht weit von Palermo entfernt, zu meinem Großvater Vito Barbaccia, vor dem die Männer ihre Hüte, zogen und der die Polizei herumkommandierte wie Schachfiguren. Er brauchte nur ein finsternes Gesicht zu ziehen, und schon zitterten die Politiker.

Vito Barbaccia, »capo mafia«, Herr über Leben und Tod...

Ich arbeitete mich gerade durch mein erstes Studienjahr in Harvard hindurch, als ich plötzlich ein Klopfen über meinem Kopf hörte. Eine Kette klirrte, und das Kratzen sagte mir, daß die Steine weggezogen wurden. Als die hölzerne Falltür sich hob, flutete heller Sonnenschein herein und blendete mich vorübergehend. Ich schloß die Augen, blinzelte und blickte durch einen weichen, goldenen Schimmer, der mir anzeigte, daß es schon Spätnachmittag sein mußte.

Major Hussein hockte an der Kante, klein und eingeschrumpft, ausgetrocknet durch die Sinaihitze, die auch seinen Verstand durcheinander gebracht hatte, das olivfarbene Gesicht voller Pockennarben. Neben ihm standen zwei Soldaten und Tufik, der sich ausgesprochen unwohl fühlte.

»He, Jude«, rief Hussein auf englisch. Mein Arabisch war in

den letzten zehn Monaten zwar deutlich besser geworden, aber für ihn war es wohl eine Beleidigung, gegenüber einem Kerl wie mir, die Sprache seiner Väter zu gebrauchen.

Er stand auf und lachte verächtlich. »Seht ihn euch an.« Er machte eine Handbewegung. »Er sitzt im eigenen Dreck wie ein wildes Tier.« Er schaute wieder zu mir herab. »Gefällt dir das, Jude? Sitzt du gern so da, mit dem eigenen Mist beschmiert?«

»Das ist gar nicht so schlimm, Major«, sagte ich auf arabisch. »Ein Mönch hat einmal Bodidharna gefragt: ›Was ist Buddah?‹ Der Meister erwiderte: ›Trockener Mist.«

Er starrte mich verwirrt an und war im ersten Augenblick so perplex, daß er auch in seiner Muttersprache fragte: »Wovon redest du da?«

»Um das zu begreifen, brauchtest du einen Verstand.«

Ärgerlich war nur, daß ich das auf arabisch gesagt hatte und daß es infolgedessen alle verstanden. Die Haut spannte sich über seinen Backenknochen, die Augen wurden schmal. Er drehte sich zu Tufik um.

»Hoch mit ihm. Hängt ihn für eine Weile in die Sonne. Ich werde mich um ihn kümmern, wenn ich zurückkomme.«

»Ich freue mich darauf«, antwortete ich und mußte aus irgendeinem Grund leise lachen.

Mit Fuad war nicht viel los: vierzig oder fünfzig kleine Flachdachhäuser rings um einen großen Platz, eine verfallene Moschee, höchstens zweihundert Einwohner. Hier herrschte bittere Armut wie in den meisten dieser ägyptischen Dörfer, und die neue Mole sollte hier Abhilfe schaffen. Das blaue Mittelmeer lag ungefähr vierhundert Meter entfernt. Es ist schön an diesem Mittelmeer, wenn man am Strand von Antibes liegt. Ich konnte einen raschen Blick aufs Wasser werfen, bevor man mir mein Joch abnahm und mich mitten auf dem Marktplatz an den Gelenken fesselte und an einer Art von

hölzernem Galgen hochzog.

Das war angeblich sehr schmerzhaft und wäre es unter normalen Umständen sicherlich auch gewesen, aber ich hatte es in diesen vergangenen Monaten so oft durchgemacht, daß der Schmerz mir nicht mehr viel bedeutete. In der Hitze des Tages wäre es wohl auch unangenehm gewesen, aber nicht jetzt am Spätnachmittag. Auf jeden Fall hatte ich aus Erfahrung gelernt, daß man sich in eine Art von Selbsthypnose versetzen konnte, wenn man den Blick auf irgendeinen Gegenstand in mittlerer Entfernung konzentrierte. Zwei oder drei Stunden kamen einem dann sehr viel kürzer vor.

Neben dem Wachtposten hing die Fahne der Vereinigten Arabischen Republik schlaff vom weißgestrichenen Fahnenmast, und dahinter trieben drei Männer und ein Junge eine Herde von mehreren hundert Schafen aus der Wüste herein. Die dichte Staubwolke, die die Hufe aufwirbelten, wurde wie Rauch auf das Dorf zugetrieben, und für ein paar Sekunden wehte sogar die Fahne.

Alles wirkte sehr biblisch, ganz wie im Alten Testament, nur daß einer der Hirten ein Schnellfeuergewehr trug; ich war mir nicht ganz im klaren, was das zu bedeuten hatte.

Herr im Himmel, war ich ausgetrocknet! Ich schloß die Augen und atmete eine Weile tief durch. Als ich sie wieder öffnete, hatte sich nichts verändert. Der Platz war noch der gleiche, ringsum standen dieselben winzigen Häuschen, alles war unheimlich menschenleer wie zuvor. Die Leute waren vernünftig und blieben zu Hause, solange Husseini sich hier aufhielt.

Tufik kam mit einem Wasserkaraster aus seinem Büro und ging auf mich zu. Schweiß trat ihm aus allen Poren. Es kostete ihn einige Mühe, auf die alte Packkiste zu klettern, die den beiden Wachen als Tritt gedient hatte, als sie mich hochzogen. Aber er schaffte es und senkte mir die Öffnung des Kanisters zwischen die Zähne. Er ließ mich einen kurzen Schluck trinken

und goß mir das übrige Wasser über den Kopf.

»Seien Sie vernünftig, wenn er zurückkommt, Mr. Smith. Versprechen Sie mir das. Wenn Sie ihn noch mehr ärgern, wird es für Sie nur schlimmer.«

Er sah mich besorgt an und wischte sich das Gesicht mit einem schmutzigen Taschentuch ab. Ich war verblüfft. Zunächst einmal hatte er mich ›Mr. Smith‹ genannt, und das ganz bestimmt zum erstenmal. Und zweitens schien er sich Sorgen um mich zu machen. Ich begriff das nicht, aber Hussein kam zurück, bevor ich darüber nachdenken konnte.

Sein Landrover ließ die Schafherde etwa hundert Meter jenseits des Dorfes auseinanderstieben, dann bremste er vor dem Wachposten. Hussein stieg aus und kam auf mich zu. In einer Entfernung von etwa zehn Metern blieb er stehen, starrte voll Haß zu mir herauf und wandte sich dann abrupt ab. Er betrat das Wachhaus.

Die Schafe kamen ins Dorf, strömten an den Häusern vorüber, breiteten sich über den Platz aus und drängten zu dem Teich auf der anderen Seite. Der Junge, der mir vorhin aufgefallen war, mochte zehn oder elf Jahre alt sein. Er war klein und dunkel und voll überschüssiger Energie. Er rannte pfeifend und Arme schwingend auf und ab, um die Herde in Bewegung zu halten. Seine drei Begleiter waren typische Beduinen in schäbigen Gewändern. Sie hatten sich ihre Burnusse zum Schutz gegen den von der Herde aufgewirbelten Staub über das Gesicht geschlagen.

Mit gesenkten Köpfen kamen sie vorüber, trieben ihre Herde an und kümmerten sich nicht um mich. Die Glöckchen läuteten in der Stille. Es war sehr ruhig, und die Sonne war schon halb unter den Horizont gesunken. Noch etwa dreißig Minuten, dann würde das Arbeitskommando von einem langen, harten Tag an der steinernen Mole zurückkehren.

Die Schafe hatten das Wasser erreicht und stritten sich um die besten Plätze. Die Hirten lehnten sich an eine Mauer und

sahen ihnen zu. Die Tür der Wachstube ging auf, Hussein trug heraus und kam auf mich zu. Zwei Soldaten folgten ihm. Als sie mich abschnitten, brach ich unter dem hölzernen Galgen zusammen. Er sagte irgend etwas, aber ich verstand es nicht. Dann hoben sie mich hoch und schlepten mich über den Platz hinüber zu Tufiks Haus.

Der Dicke wohnte da ganz allein. Eine alte Frau kam jeden Tag und kochte und wusch für ihn. Das Haus, das er sich besorgt hatte, diente ihm gleichzeitig als Büro. Ein Schreibtisch mit verschließbarem Oberteil, zwei Stühle und ein hölzerner Tisch standen hier.

Hussein bellte einen Befehl. Die beiden Soldaten setzten mich auf einen der Stühle und fesselten meine Arme.

Erst jetzt bemerkte ich eine Peitsche, anscheinend eine echte Nilpferdpeitsche, die einem garantiert das Fleisch von den Knochen reißt. Er zog die Uniformjacke aus und begann bedächtig, die Ärmel hochzukrempeln. Tufik schien Todesangst auszustehen und schwitzte noch mehr als sonst. Die beiden Soldaten lehnten an der Wand. Dann griff Hussein nach der Peitsche.

»So, Jude«, sagte er und spannte sie wie einen Bogen zwischen den Händen. »Fangen wir mit einem Dutzend an. Danach sehen wir weiter.«

»Major Hussein«, rief halblaut eine Stimme auf englisch.

Hussein fuhr herum. Ich hob den Kopf. Hinter ihm im Eingang stand einer der Hirten. Mit der rechten Hand zog er seinen Burnus auseinander, und ein sonnenverbranntes, scharfgeschnittenes Gesicht kam zum Vorschein. Die schmalen Lippen erweckten den Eindruck, als könnten sie sich jeden Augenblick zu einem Lächeln verziehen, aber sie taten es wohl selten. Die grauen Augen waren so kalt wie ein Gebirgsfluß.

»Sean«, krächzte ich. »Sean Burke, ist das denn möglich?«

»Genau der bin ich, Stacey.«

Die linke Hand kam mit einer Pistole unter dem Umhang

hervor. Sein erster Schuß traf Hussein in die Schulter und schleuderte ihn herum, so daß er Burke in die Augen sah, bevor er starb. Die zweite Kugel riß ihm ein Stück vom Hinterkopf weg. Er taumelte an mir vorbei und prallte gegen die Wand.

Die beiden Soldaten standen mit dummen Gesichtern da, die Augen vor Entsetzen geweitet, die Gewehre noch über den Schultern.

In dieser Haltung starben sie, als zwei lange Garben aus einer Maschinenpistole durch das Fenster schlugen und sie niedermähten.

Stille trat ein. Tufik war der erste, der wieder etwas sagte. Seine Worte überstürzten sich. »Ich habe mir Sorgen gemacht, schreckliche Sorgen. Ich habe schon gedacht, Sie kommen gar nicht. Daß irgend etwas schiefgegangen ist.«

Burke ignorierte ihn. Er trat langsam vor und beugte sich über mich. »Stacey?« fragte er und legte mir die linke Hand behutsam an die Wange. »Stacey?«

Ein schmerzlicher Ausdruck glitt über sein Gesicht, wie ich ihn noch nie zuvor bemerkt hatte, aber dann wich er der schrecklichen Mordlust, für die dieser Mann so berüchtigt war. Er wandte sich Tufik zu.

»Was hast du ihm getan?«

Tufik riß die Augen auf. »Was soll ich ihm getan haben, Effendi? Ich habe doch das alles erst möglich gemacht.«

»Ich habe mir gerade überlegt, daß mir deine Preise nicht passen.«

Die Pistole fuhr hoch, und Tufik duckte sich mit einem Schreckensschrei in die Ecke. Ich schüttelte den Kopf und sagte matt: »Laß ihn in Ruhe, Sean. Er hätte schlimmer sein können. Schaff mich nur von hier weg.«

Er zögerte für einen Augenblick, dann verschwand die Waffe unter dem Umhang. Tufik sank auf die Knie und begann leise zu weinen.

Ich hätte mir gleich denken können, wer die beiden anderen waren: Pete Jaeger aus Südafrika, einer der wenigen Überlebenden unserer alten Kompanie aus dem Katanga-Krieg, und Legrande, der frühere OAS-Mann, den Burke in Stanleyville angeheuert hatte, als wir uns neu formierten.

Jaeger fuhr Husseinis Landrover, und Legrande half Burke, mich auf den Rücksitz zu schleppen. Dabei wurde nicht viel gesprochen, anscheinend mußte irgendein Zeitplan eingehalten werden.

Fuad lag immer noch totenstill da, als wir auf die sogenannte Küstenstraße hinausfuhren, vorbei an der Kolonne von Gefangenen, die von ihrer Tagesarbeit zurückmarschierten.

»Ihr habt nicht viel Zeit«, flüsterte ich.

Burke nickte. »Keine Sorge, wir sind genau pünktlich.«

Nach etwa einer Meile bog Jaeger von der Straße ab und fuhr durch die Sanddünen zum Rand eines breiten, flachen Strandstücks. Als er den Motor abschaltete, kam ein anderes Geräusch näher: Höchstens hundert Meter über dem Wasser schwebte ein Flugzeug über das Meer herein. Legrande zog eine Signalpistole und feuerte eine Leuchtkugel ab. Die Maschine flog eine enge Kurve und setzte zu einer perfekten Landung an.

Es war eine Cessna. Das erkannte ich flüchtig, als sie auf uns zurollte, aber wir hatten es sehr eilig. Die anderen trugen mich halb, als die Tür der Kabine aufging, dann schoben sie mich hinein. Sie stiegen ebenfalls ein, und als Legrande die Tür verriegelte, drehte die Cessna bereits wieder in den Wind. Das Dröhnen des Motors wurde tiefer.

Burke hielt mir eine Feldflasche an den Mund. Ich erstickte fast, als mir der scharfe Brandy durch die Kehle und in den Magen floß. Als ich den Hustenanfall überstanden hatte, lächelte ich matt. »Wohin jetzt, Oberst?«

»Zuerst nach Kreta«, sagte er. »In einer Stunde sind wir dort. Wird auch höchste Zeit. Wir könnten ein Bad gebrauchen.«

Ich nahm ihm die Feldflasche ab, trank noch einen langen Schluck und lehnte mich dann in meinen Sitz zurück. Ein herrliches Glühen breitete sich in meinem Körper aus. Jetzt fängt das Leben neu an, mehr konnte ich nicht denken.

Als die Cessna abhob und zum Meer hin abschwenkte, sank die Sonne unter den Horizont, und die Nacht brach herein.

2

Ich hatte Sean Burke Anfang 1962 in Lourenço Marques in Mosambique, und zwar in einem Hafencafe namens ›Licht von Lissabon‹ kennengelernt. Ich arbeitete damals in dem Cafe als Pianist. Das Klavierspielen war eines der wenigen nützlichen Abfallprodukte meiner teuren Ausbildung, aber ich tat es nur, weil ich Geld brauchte.

Aus Gründen, die hier keine Rolle spielen, war ich schon im Alter von neunzehn Jahren ein zielloser Herumtreiber und von Kairo aus in bequemen Etappen unterwegs zum Kap der Guten Hoffnung. In Lourenço Marques war ich gelandet, weil von Mombasa aus mein Geld auf dem Küstendampfer nicht weiter reichte, aber das störte mich nicht sehr. Ich war jung und gesund und auf der Flucht vor meiner Vergangenheit; das einzige, was mich interessierte, war jeweils der nächste Tag.

Jedenfalls gefiel es mir in Lourenço Marques. Der Ort strahlte eine Art barocken Charme aus, und zumindest damals fehlten hier die Spannungen zwischen den Rassen, die ich überall woanders in Afrika angetroffen hatte.

Der Besitzer des ›Licht von Lissabon‹ hieß Coimbra, ein hagerer, ausgemergelter Portugiese, den nur eins im Leben interessierte: Geld. Soweit ich das beurteilen konnte, hatte er überall seine Finger dazwischen und kannte keinerlei Skrupel. Was man auch haben wollte, Coimbra konnte es zu einem angemessenen Preis beschaffen. Wir durften uns der besten Auswahl von Mädchen an der ganzen Küste rühmen.

Burke fiel mir schon in dem Augenblick auf, als er hereinkam, und mit seiner gewaltigen Gestalt wäre er wohl überall ins Auge gefallen. Ich denke, das beachtete man bei ihm am meisten – diese Ausstrahlung physischer Sicherheit und beherrschter Kraft, die andere Männer veranlaßte, ihm aus dem Wege zu gehen, selbst in einem solchen Lokal.

Er trug Buschkleidung: Filzhut, Buschjacke, Khakihosen und

Sandstiefel. Eins der Mädchen machte ihm schöne Augen, eine Viertelnegerin mit einer Haut wie Honig und einer Figur, die selbst einen Bischof auf die Knie gezwungen hätte. Burke sah durch sie hindurch, als existiere sie überhaupt nicht, und bestellte sich etwas zu trinken.

Da ich mit dieser Lola mehr als nur flüchtig befreundet war, glaubte ich ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, daß er hier wirklich etwas versäumte. Aber vielleicht sprach auch nur der Whisky aus mir. Ich war ihn damals noch nicht so gewöhnt, und außerdem war er gefährlich billig. Als ich den Kopf hob, stand er neben mir, ein Glas Bier in der Hand.

»Das sollten Sie sein lassen«, sagte er, als ich mir einen neuen Whisky eingoß. »Bei diesem Klima schadet das nur.«

»Das ist meine Sache.«

Vermutlich war das genau die rechte Antwort für den harten, heimatlosen Abenteurer, für den ich mich damals gern hielt. Ich hob ihm das Glas entgegen. Er erwiderte den Gruß ruhig mit ausdrucksloser Miene, und als ich das Glas an die Lippen hob, kostete es mich eine echte physische Anstrengung. Der Whisky schmeckte ekelhaft. Ich würgte und stellte das Glas eilig wieder hin. Dann hob ich die Hand an die Lippen.

An seinem Ausdruck änderte sich nichts. »Der Barmixer sagte mir, daß Sie Engländer sind.«

Für einen Engländer hielt ich ihn damals auch, denn seine irische Erziehung machte sich nicht mehr in Ausdrücken und Redewendungen, höchstens noch im Akzent bemerkbar.

Ich schüttelte den Kopf. »Amerikaner.«

»Klingt aber nicht danach.«

»Ich habe das, was man die entscheidenden Jahre nennt, in Europa verbracht.«

Er nickte. »Können Sie zufällig ›Die Lerche in der blauen Luft‹ spielen?«

»Na klar«, sagte ich und brachte eine recht anständige Wiedergabe des schönen, alten irischen Volkslieds zustande.

Der berühmte McCormick war ich zwar nicht, aber es war nicht übel, auch wenn ich das von mir selbst sage. Er nickte sachlich, als ich fertig war. »Sie sind gut – viel zu gut für diese Spelunke.«

»Danke«, sagte ich. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?«

»Ich werde dem Barmixer sagen, daß er Ihnen ein Bier schickt«, erwiderte er ernsthaft.

Er ging zur Bar zurück, und einen Augenblick später tippte ihm einer von Coimbras Muskelmännern auf die Schulter. Nach einer kurzen Unterhaltung gingen sie zusammen nach oben.

Lola kam mit gewaltigem Gähnen zu mir herüber.

»Du ziehst nicht mehr richtig«, sagte ich.

»Bei dem Engländer?« Sie zuckte die Achseln. »Diese Sorte kenne ich. Sind nur halbe Männer, groß und stark in jeder Hinsicht, nur nicht da, wo's drauf ankommt.«

Sie ging weiter, und ich dachte über ihre Worte nach, während ich einen langsamen Blues klimperte. Damals glaubte ich noch, daß sie das nur so dahergesagt hatte, vielleicht aus verletztem Berufsstolz, weil er sie übersehen hatte. Ein Mann braucht nicht schon deshalb verkehrt zu sein, weil er sich nicht viel um Frauen kümmert, obgleich ich meinerseits es nie als eine Tugend betrachtet habe, irgendeine Gelegenheit auszulassen. Für mich war das eben das größte Vergnügen im Leben. Das sizilianische Blut in meinen Adern entdeckte eben schon sehr früh, daß im Schrank zweierlei Kleider hingen.

Als ich dann mein Stück beendet hatte, zündete ich mir eine Zigarette an. Aus irgendeinem Grund trat nun einer jener Tiefpunkte ein, die man überall in Gesellschaft anderer erleben kann. Alle schienen plötzlich zu verstummen, und die ganze Atmosphäre glich auf geheimnisvolle Weise einem Traum. Es war, als stünde ich draußen und sähe alles, was sich in dem überfüllten Raum bewegte, wie im Zeitlupentempo.

Was wollte ich eigentlich hier am Rand des dunklen Kontinents, der mich rings umgab? Überall Gesichter, die aus dem Dunst auftauchten – schwarze, weiße, braune und gemischte – Strandgut ohne jegliches Band, das uns zusammenhielt, weil alle vor irgend etwas davonliefen.

Plötzlich hatte ich genug. Ich hatte mich selbst gesehen, und zwar nicht so, wie ich im Augenblick war, sondern so, wie ich schon bald sein würde, und was ich da sah, gefiel mir nicht. Ich fühlte mich klebrig und verschwitzt und beschloß, nach oben zu gehen und mein Hemd zu wechseln. Heute ist mir natürlich klar, daß ich nur nach einem Vorwand suchte, um hinausgehen zu können.

Mein Zimmer lag im dritten Stock, Coimbra hatte seine Wohnung im zweiten, und die Mädchen wohnten darunter. Auch sonst war es still hier oben, weil Coimbra das so wünschte, aber als ich jetzt am Ende des Flurs stehenblieb, bemerkte ich wieder diese eigenartige Stille, die mir vorhin schon aufgefallen war.

Als ich dann Stimmen vernahm, klangen sie wie aus weiter Ferne. Ich ging weiter und hörte, daß jemand sehr zornig war. Die erste Tür führte in eine Art Vorraum. Ich trat lautlos ein und schob mich durch die Dunkelheit auf die Stelle zu, von wo ich in das Nebenzimmer blicken konnte.

Coimbra saß an seinem Schreibtisch, und hinter ihm stand, mit einer Waffe in der Hand, einer seiner Gorillas – Gilberto. Herrera, der Mann, der Burke aus dem Cafe heraufgeführt hatte, lehnte mit verschränkten Armen an der Tür.

Burke stand zwei Meter vor dem Schreibtisch, die Beine ein wenig gespreizt, die Hände in den Taschen seiner Buschjacke. Ich sah ihn im Profil. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gehauen.

»Sie scheinen das nicht zu begreifen«, sagte Coimbra gerade.
»Es interessiert sich einfach niemand für Ihr Angebot, das ist alles.«

»Und meine fünftausend Dollar?«

Coimbra machte den Eindruck, als würde er im nächsten Augenblick die Geduld verlieren. »Ich hatte in dieser Sache beträchtliche Auslagen – sehr beträchtliche Kosten.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Nun seien Sie doch vernünftig, Major. Im Geschäftsleben kommt so etwas nun einmal vor. Man muß bereit sein, für rasche Gewinne auch ein gewisses Risiko zu tragen. Und nun müssen Sie mich entschuldigen. Meine Männer werden Sie hinausführen. Die Gegend hier ist ziemlich gefährlich. Ich wäre untröstlich, wenn Ihnen etwas zustieße.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Burke trocken.

Zum erstenmal lächelte Gilberto. Er hob die Luger in seiner Hand, und Burke nahm seinen Filzhut ab. Er wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand übers Gesicht und wirkte auf einmal niedergeschlagen.

Doch ich sah etwas, das die anderen nicht sehen konnten: In seinem Hut hatte er einen alten, kurzläufigen Revolver versteckt, der mit einer Feder festgehalten wurde. Gilberto erwischte sozusagen ein verdeckter Schuß und trieb ihn an die Wand zurück, dann fuhr Burke herum und hielt Herrara in Schach, der gerade ziehen wollte.

»Das täte ich nicht«, sagte Burke, und plötzlich spürte ich die Macht, die von diesem Mann ausging wie reine Lebenskraft.

Herrara mußte sich mit dem Gesicht an die Wand stellen, dann durchsuchte Burke ihn rasch. Aber Coimbra hatte noch nicht alle Trümpfe ausgespielt. Er öffnete eine silberne Zigarettendose und zog eine kleine Pistole hervor.

Ich hatte einmal einen Freund, der Golf zu spielen begann und innerhalb von drei Monaten ein As war. Er war eben ein Naturtalent für dieses Spiel, so wie manche Leute sprachbegabt sind und andere im Kopfrechnen manchem Computer etwas vormachen.

An einem denkwürdigen Sonntagnachmittag während meines ersten Monats in Harvard nahm mich ein Kommilitone in den örtlichen Schützenklub mit. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Waffe abgefeuert, aber als man mir einen Colt in die Hand drückte und mir erklärte, was ich zu tun hatte, bekam ich ein völlig neues Gefühl. Die Waffe wurde sozusagen ein Teil von mir, und was ich innerhalb einer kurzen Stunde damit anstellte, versetzte alle in höchstes Erstaunen.

Ich war als Schütze ein Naturtalent und mit Handfeuerwaffen beinahe ein Genie. Aber ich hatte bisher noch nie auf einen Menschen gezielt. Was nun folgte, lief so automatisch ab, daß mir rückblickend noch ein Schauer über den Rücken lief. Ich stieß die Tür auf, ließ mich auf ein Knie fallen und hob Gilbertos Luger vom Fußboden auf. Im gleichen Augenblick schoß ich Coimbra durch die Hand.

Burke fuhr herum wie ein sprungbereites Tier, in der einen Hand seine eigene Waffe, in der anderen die Herraras. Damals war mir das zwar noch nicht klar, aber es sprach schon für seine Selbstbeherrschung, daß er mich nicht aus einer Reflexbewegung heraus erschöß.

Er warf mir einen kurzen Blick zu, und ich glaube fast, daß er lächeln wollte. Statt dessen öffnete er die Tür nach draußen, lauschte und schloß sie wieder.

»Hier kümmert sich jeder um seinen eigenen Kram«, sagte ich.

Er trat langsam an den Schreibtisch. Gilberto lag verkrümmt an der Wand und hielt sich mit beiden Händen die Brust. Aus seinem Mundwinkel sickerte Blut. Er hatte die Augen offen, befand sich aber offenbar in einem Schockzustand. Coimbra war sehr bleich geworden und preßte die rechte Hand unter den linken Arm, als wollte er auf diese Weise die Blutung stillen. Burke drückte ihm seinen Revolverlauf zwischen die Augen.

»Fünftausend Dollar.«

Selbst jetzt zögerte Coimbra noch. Ich warf rasch ein: »In

dem Walnußschrank neben der Tür ist ein Safe.«

Burke zog den Hahn seines Revolvers mit hörbarem Klicken zurück.

Da sagte Coimbra hastig: »Der Schlüssel liegt in der Zigarrenkiste hier.«

»Nehmen Sie ihn«, befahl mir Burke. »Holen Sie, was Sie finden.«

In der Geldkassette, die ich auf den Schreibtisch stellte, befanden sich ganz bestimmt wesentlich mehr als fünftausend Dollar. Wieviel es war, erfuhr ich nie. Burke nahm alles heraus und ließ die ordentlich gebündelten Banknoten in den geräumigen Taschen seiner Buschjacke verschwinden.

»Für einen raschen Profit muß man bereit sein, ein Risiko einzugehen – haben Sie das nicht selbst gesagt, Coimbra?«

Aber Coimbra war das inzwischen gleichgültig. Er brach ohnmächtig zusammen. Herrera lehnte immer noch mit ausgestreckten Händen an der Wand. Burke drehte sich um und schlug ihm fast wie nebenbei die Faust ins Genick. Herrera ging stöhnend zu Boden.

Der kleine Revolver wurde wieder in dem Hut befestigt, dann setzte er ihn auf. Er drehte sich zu mir um.

»Die erste Regel im Busch«, sagte er, »langsam gehen, nicht rennen. Denken Sie dran, wenn wir jetzt hinausgehen.«

Wir verließen das Haus durch die Seitentür, die üblicherweise für solche Kunden offengelassen wurde, die direkt zu den Mädchen wollten, ohne in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Gleich um die Ecke hinter dem Cafe parkte ein Ford-Lastwagen, und ein Afrikaner döste am Steuer. Burke ließ mich hinten einsteigen, dann wechselte er ein paar Worte mit dem Fahrer und folgte mir.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, fragte ich: »Und wohin jetzt?«

»In Caruba gibt's einen alten Militärflugplatz. Kennen Sie ihn?«

»Ich bin erst seit zwei Wochen in der Stadt. Diesen Job im ›Licht von Lissabon‹ habe ich nicht gerade als Lebensaufgabe betrachtet. Ich wollte mir damit nur eine Fahrkarte nach Kapstadt verdienen.«

»Aus besonderen Gründen?«

»Nun, man muß ja schließlich im Leben ein Ziel haben.«

Damit fand er sich ab. Er nickte ernsthaft. »Das war ein guter Schuß vorhin. Wo haben Sie das gelernt?«

Als ich es ihm erklärte, schien er überrascht zu sein. Wie gut ich ihm wirklich erschien, war mir damals noch nicht klar, denn erst viel später lernte ich, daß ich mich instinktiv wie ein Profi verhalten hatte: Mit der ersten Kugel schießt man immer auf die Revolverhand, weil bekannt ist, daß selbst ein Sterbender noch einmal abdrücken kann.

Wir fuhren durch die Außenbezirke aus der Stadt hinaus. Hier gab es keine Straßenbeleuchtung mehr, und alles lag in tiefer Dunkelheit. Nach einer Weile fragte er mich nach meinem Paß.

Ich griff instinktiv nach meiner Brieftasche und nickte. »Das ist ungefähr alles, was ich habe.«

Da sagte er, als sei ihm gerade erst der Gedanke gekommen: »Mein Name ist übrigens Burke – Sean Burke.«

»Stacey Wyatt.« Ich zögerte. »Hat Coimbra Sie vorhin nicht Major genannt?«

»Stimmt, ich war zwanzig Jahre bei der britischen Armee, Fallschirmjäger. Bis letztes Jahr. Die Regierung von Katanga hat mir gerade ein Offizierspatent erteilt.«

»Im Kongo?« fragte ich.

»Ich stelle eine Sondereinheit zur Aufrechterhaltung der Ordnung zusammen. Coimbra sollte mir ein paar Männer besorgen. Der Schweinehund hat's nicht einmal versucht. Jetzt habe ich eine alte DC-10 draußen auf dem Flugplatz stehen und niemanden, den ich mitnehmen kann.«

»Nur mich.«

Die beiden Worte rutschten mir gedankenlos heraus, und selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte sie nicht mehr zurücknehmen können. Erstens hätte es mir mein Stolz nicht erlaubt, und zweitens war da noch etwas anderes. Aus irgendeinem Grund war mir wichtig, was er über mich dachte. Ich glaube, einem Psychologen wäre es nicht sonderlich schwergefallen, unser Verhältnis zu analysieren. Ich hatte als Heranwachsender zu früh meinen Vater verloren und mit ihm alle Angehörigen väterlicherseits. Nun rannte ich vor mir selbst davon und versuchte, die Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse der letzten Monate auszulöschen, die mir meine Mutter geraubt hatten und mir auf der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen gelassen hatten, dem ich wirklich etwas bedeutete – meinen Großvater. Ich fürchtete mich davor, ihn zu lieben.

Burke unterbrach meine Gedanken. »Meinen Sie das ernst?«

»Coimbra war der erste Mensch, auf den ich in meinem ganzen Leben geschossen habe«, sagte ich. »Ich halte es für fair, Ihnen das ganz offen zu sagen.«

»Vierhunderttausend Franc im Monat«, sagte er. »Bekleidung und Ausrüstung frei.«

»Einschließlich Leichenhemd? Wie ich höre, geht es da ziemlich turbulent zu.«

Mit einem Schlag wurde er ein vollkommen anderer Mensch. Er lachte neben mir im Dunkeln, griff herüber und drückte meinen Arm. »Stacey, ich werde Ihnen alles beibringen, was Sie wissen müssen. Wir werden uns von einem Ende des Kongo zum anderen eine Schneise schlagen und unverseht mit den Taschen voll Gold wieder herauskommen.«

Hinter dem Horizont rollte der Donner wie ferne Trommeln, und es begann in schweren, warmen Tropfen zu regnen. Sie klatschten auf die Wagenplane. Die Luft war elektrisch geladen. Mich packte die Erregung. Ich glaube, es war ganz einfach so, daß ich ihm gleichen wollte. Ich wollte hart, furchtlos, draufgängerisch sein, der Welt in die Augen blicken,

bis sie den Blick abwandte.

Mein Gott, war ich damals glücklich – zum erstenmal seit Jahren. Der Lastwagen rumpelte durch die Nacht, und der Staub Afrikas drang mir in die Nase.

3

›Burkes wilde Hunde‹, diesen Namen fand ein Zeitungsreporter nach diesem ersten Vorstoß nach Katanga. Wir verloren eine Menge Männer, aber die anderen hatten noch höhere Verluste, und die Zeitungsmeldungen verhalfen uns zu neuen Rekruten. Eine Zeitlang wurde Burke zu einer Art von legendärer Gestalt, dann vergaß man ihn, aber inzwischen war unser Ruf als Eliteeinheit gesichert. Es war nicht mehr schwierig, genug Männer aufzutreiben, und Burke konnte sich die besten aussuchen.

Dann folgten herrliche Tage – die schönste Zeit meines Lebens. Wir lebten in vollen Zügen und trainierten hart. Zum erstenmal in meinem Leben spürte ich meine Kraft, mein Mut wurde auf die Probe gestellt, und ich erkannte, daß ich auch dann noch handlungsfähig war, wenn ich Angst hatte. Bei Licht betrachtet, ist das vermutlich alles, worauf es ankommt.

Burke war niemals zufrieden. In einer Atempause zwischen zwei Einsätzen bildete er uns sogar im Fallschirmspringen aus und ließ uns aus einer alten de Havilland Rapid über dem Flugplatz von Lumba abspringen. Einen Monat später wurde es ernst, und wir sprangen vor den Nasen einer Streitmacht von Simbas über einer Missionsstation in Kasai ab. Zweihundert Meilen weit kämpften wir uns durch den feindlichen Busch und brachten acht Nonnen in Sicherheit.

Burke wurde für diesen kleinen Ausflug zum Oberst befördert, und etwa um die Zeit, wo ich mein drittes Jahr in Harvard hätte absolvieren sollen, bekam ich mein Hauptmannspatent. Das Leben war damals herrlich – voller Taten und Leidenschaft, wie es sein soll –, und das Geld floß in Strömen, wie man es uns versprochen hatte. Zwei Jahre später konnten diejenigen von uns, die noch übrig waren, von Glück sagen, wenn sie auch nur das mitnehmen durften, was sie am Leibe trugen.

Im Gegensatz zur landläufigen Meinung befanden sich die

meisten Söldner aus dem gleichen Grund im Kongo, aus dem junge Männer früher zur Fremdenlegion gingen. Schlimm war es nur, was mit einem geschah, wenn man mit der Wirklichkeit konfrontiert wurde. Ich hatte selbst die Überreste von Siedlern zu sehen bekommen, die in einer Sägemühle gevierteilt worden waren. Ich hatte auch Söldner gekannt, die die Gewohnheit hatten, sich ihrer Gefangenen dadurch zu entledigen, daß sie sie in alte Munitionskisten einsperrten und in den Kiwu-See warfen, aber nur dann, wenn sie zu müde waren, um sie als Zielscheiben zu gebrauchen.

Zwischen diesen beiden Extremen war mit mir ein Wandel vorgegangen, aber Pete Jaeger hatte sich nicht im geringsten geändert. Er stammte aus einem Buschort im nördlichen Transvaal, wo man immer noch glaubte, daß Kaffern keine Seele haben, und er war einer der wenigen Überlebenden des ursprünglichen Kommandos.

Seltsamerweise war Pete trotz seiner Herkunft kein Rassenfanatiker. Er hatte sich uns angeschlossen, weil die Gelegenheit, etwas zu unternehmen und Geld zu verdienen, sich vorteilhaft von der Farm zu Hause unterschied, wo sein Vater die Bibel in der einen und den Schambock in der anderen trug, die Peitsche, mit der er Pete ebenso züchtigte wie die armen Kaffern, die das Pech hatten, für ihn arbeiten zu müssen. Pete war geblieben, weil er Burke verehrte, er war ihm mit Freuden quer durch die Hölle gefolgt und bereit, es sofort wieder zu tun.

Ich beobachtete ihn jetzt im Spiegel, wie er unendlich vorsichtig meinen Bart abkratzte, einen bronzegelbten jungen Gott mit kurzem, blondem Haar.

Legrande lehnte im Türrahmen, sein liebenswertes Bauerngesicht ausdruckslos, eine Gauloise unter dem struppigen Schnurrbart. Wie schon gesagt, kamen die meisten dieser jungen Männer auf der Suche nach Abenteuern in den Kongo, aber es gab einige Ausnahmen. Legrande war eine von ihnen – er war ein Mann, der gnadenlos tötete und zerstörte. Als

Scharfschütze der OAS hatte er im Kongo Asyl gesucht, und trotz meiner Jugend war er mir immer mit einer Art von widerwilligem Respekt begegnet. Ich nehme an, das lag hauptsächlich an meinem Geschick im Umgang mit Waffen.

Pete nahm sehr vorsichtig das angewärmte Handtuch weg und trat zurück. Aus dem Spiegel blickte mir ein Fremder entgegen. In dem hageren, sonnenverbrannten Gesicht war jeder einzelne Knochen zu erkennen, dunkle Augen sahen durch mich hindurch und warteten still darauf, daß etwas geschah.

»Du mußt jetzt ein bißchen Fleisch an die Knochen kriegen«, sagte Pete. »Gutes Essen und eine Menge Rotwein.«

»Und eine Frau«, fügte Legrande völlig ernsthaft hinzu. »Eine gute Frau, die etwas davon versteht, die alles ausgleicht.«

»Wie ich höre, soll es in Sizilien genug davon geben«, sagte Pete.

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu, aber bevor ich ihn fragen konnte, wie er das meinte, trat von der Terrasse eine Frau herein. Sie zögerte und sah uns unsicher an. Offenbar war sie Griechin und etwa dreißig oder fünfunddreißig Jahre alt. Bei diesen Landfrauen ist das Alter schwer zu schätzen. Sie hatte dickes, nachtschwarzes Haar, das ihr auf die Schultern herabhing, eine olivfarbene Haut, gerade erst beginnende Fältchen im Gesicht und gütige Augen.

Legrande und Pete begannen zu lachen. Pete stieß den Franzosen in Richtung auf die Tür.

»Wir überlassen dich jetzt deinem Schicksal, Stacey.«

Als die Tür sich schon geschlossen hatte, hörte ich in der Ferne noch ihr Lachen. Die Frau trat näher und legte zwei saubere Handtücher und ein weißes Hemd auf das Bett. Sie lächelte und sagte etwas auf griechisch. Da ich diese Sprache nicht verstand, versuchte ich es mit Italienisch, weil im Krieg die Italiener schließlich hier gewesen waren. Aber weder damit noch mit Deutsch kam ich weiter.

Ich zuckte hilflos die Achseln. Da lächelte sie mich wieder an und fuhr mir mit der Hand durchs Haar, als wenn ich ein Schuljunge wäre. Ich saß immer noch vor dem Tisch, an dem Pete mich rasiert hatte, und sie stand dicht neben mir, ihre festen Brüste in gleicher Höhe mit meinem Gesicht. Sie benutzte kein Parfüm, aber das Kleid, das sie trug, ein billiges Fähnchen aus Baumwolle, kam gerade aus der Wäsche und roch frisch und sauber. Ich spürte plötzlich ein Verlangen in mir, das ich schon beinahe vergessen glaubte.

Ich sah ihr nach, wie sie durchs Zimmer ging und hinaus durch die Fenstertür, dann holte ich ein paarmal tief Luft. Es war lange her. Verdammt lange. Und Legrande hatte wieder einmal wie üblich genau den wunden Punkt gefunden. Ich zog den Bademantel aus und begann mich anzuziehen.

Die Villa lag auf einem Hügel etwa siebzig Meter über dem weißen Sandstrand. Früher war sie offenbar ein Bauernhaus gewesen, und jemand hatte eine Menge Geld in den Umbau gesteckt.

Ich saß an einem Tisch am Rand der Terrasse in der heißen Sonne, und die Frau erschien mit Grapefruitsaft und Rührei mit Schinken auf einem Tablett. Dazu servierte sie eine Kanne echten englischen Tee. Das war mein Lieblingsfrühstück. Ich glaube, noch nie hat mir etwas so gut geschmeckt wie dieses Frühstück hier draußen auf der Terrasse mit dem Blick hinaus über die Ägäis zu den Zykladen, die sich im Norden im Dunst verloren.

All das kam mir seltsam unwirklich vor, und ich spürte aus allem die Bitterkeit eines falschen Traums heraus. Wo war ich eigentlich? War ich hier, oder saß ich in dem Loch?

Ich schloß für ein paar Sekunden die Augen, öffnete sie wieder und sah Burke vor mir, der mich ernst betrachtete.

Er trug ein ausgebleichtes Buschhemd und kurze Khakihosen, einen alten Filzhut, der sein Gesicht beschattete, und

einen Zweiundzwanziger Martini-Karabiner in der Hand.

»Sie wollen in Übung bleiben?« fragte ich.

Er nickte. »Ich habe auf alles geknallt, was sich bewegt. Der Morgen ist genau richtig dafür. Wie geht's dir?«

»Wesentlich besser. Der Arzt, den du mir geschickt hast, muß mir ein paar hervorragende Sachen reingepumpt haben. Übrigens vielen Dank für das Frühstück; du wußtest es also noch.«

»Ich kenne dich doch schließlich schon lange genug, nicht wahr?« Er lächelte. Es war dieses seltene Lächeln, bei dem beinahe etwas, das in ihm gefroren war, zu schmelzen schien – aber es kam nie ganz soweit.

Wie ich ihn so in Filzhut und Buschhemd vor mir stehen sah, erinnerte er mich wieder an unser erstes Zusammentreffen in Mosambique. Er war genau wie damals. In jeder Hinsicht fit, mit dem Körperbau eines Schwergewichtlers und der Energie eines wesentlich jüngeren Mannes, und doch hatte er sich verändert – vielleicht nicht viel, aber man merkte es doch.

Unter den Augen bildeten sich Tränensäcke, und die Knochen setzten im Gegensatz zu früher ein bißchen Fleisch an. Wenn es sich um einen anderen gehandelt hätte, so wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß er trank, aber für Alkohol hatte Burke stets ebenso wenig Interesse gezeigt wie für Frauen. Daß ich beides brauchte, hatte er immer nur gerade geduldet.

Als er sich setzte und die Sonnenbrille abnahm, war es wie ein Schock für mich. Die Augen – diese prächtigen grauen Augen – waren leer und wie mit einer durchscheinenden Haut der Gleichgültigkeit überzogen. Als im Arbeitslager von Fuad für einen kurzen Augenblick die Wut aus ihnen geblitzt hatte, hatte ich den alten Sean Burke gesehen. Jetzt kam er mir vor wie ein Mann, der sich selbst fremd geworden ist.

Er goß sich eine Tasse Tee ein, zog eine Packung Zigaretten heraus und zündete sich eine an. Das hatte ich bei ihm noch nie

erlebt, und seine Hand zitterte dabei ein ganz klein wenig.

»Ja, Stacey«, sagte er, »seit wir uns zuletzt gesehen haben, muß ich mir wohl ein paar Untugenden angewöhnt haben.«

»Anscheinend.«

»Wie war's denn in Afrika?«

»Zuerst gar nicht schlimm. Das Gefängnis in Kairo war nicht schlechter, als man erwarten durfte. Im Arbeitslager war es allerdings nicht so schön. Ich glaube, Hussein ist seit dem Sinai-Feldzug nicht mehr ganz richtig im Kopf. Unter jedem Bett hat er einen Juden vermutet.«

Er sah mich verständnislos an. Ich erklärte es ihm. Dann nickte er sachlich, als ich fertig war. »Das habe ich schon bei vielen Männern erlebt.«

Es wurde still zwischen uns, als ob ihm nichts mehr einfiele, und ich goß mir noch eine Tasse Tee ein. Dann nahm ich mir eine von seinen Zigaretten. Der Rauch kratzte in meiner Kehle wie Säure. Ich hustete.

Er war sofort besorgt und wollte aufspringen. »Was ist denn? Stimmt was nicht?«

Als ich endlich wieder Atem bekam, hielt ich die Zigarette hoch. »Da drüben mußte ich ohne auskommen. Sie schmeckt wie die erste Zigarette, die man jemals geraucht hat. Keine Sorge, ich steh's schon durch.«

»Aber warum dann wieder anfangen?«

Ich nahm den zweiten Zug. Er schmeckte schon viel besser. Ich grinste. »In dieser Hinsicht stimme ich mit Voltaire überein: Es gibt einige Freuden, für die man eine Verkürzung des Lebens in Kauf nimmt.«

Er runzelte die Stirn und warf seine Zigarette über die Balustrade, als versuchte er, etwas wieder ins Gleichgewicht zu bringen; denn was ich da gesagt hatte, widersprach völlig seiner eigenen Überzeugung. Für ihn hatte ein Mann – ein echter Mann – völlig beherrscht und diszipliniert zu sein, er mußte über seine Umgebung herrschen und durfte weder

Untugenden noch übertriebene Bedürfnisse haben.

So saß er da, die Stirn immer noch ein wenig gerunzelt, und starrte düster ins Leere. Ich betrachtete ihn genau. Sean Burke, der beste, der perfektteste Krieger, der mir jemals begegnet war. Der ewige Soldat, nach außen hin ein Achilles ohne Ferse, und doch gab es da unbekannte Tiefen. Wie gesagt, er lächelte nur selten, denn in der Vergangenheit mußte ihm irgend etwas Dunkles widerfahren sein, mit dem er immer noch nicht fertig wurde. Seine geistige Heimat war noch die Armee, die echte Armee, das wußte ich genau. Dort hätte ihn eigentlich eine große Karriere erwarten müssen.

Während seines kurzen Ruhms im Kongo hatten die Zeitungen seine Vergangenheit in allen Einzelheiten ausgegraben. Er war in Irland geboren, Sohn eines anglo-irischen protestantischen Geistlichen, der seinerzeit leidenschaftlich für die Republik gekämpft hatte. Mit siebzehn hatte sich Burke im Zweiten Weltkrieg der Irischen Garde angeschlossen und war bald zum Fallschirmjägerregiment versetzt worden. Als junger Leutnant war er bei Arnheim ausgezeichnet worden, als Hauptmann im Malaya-Konflikt, und dann wurde er bald zum Major befördert.

Aber warum hatte er dann abgedankt? Es gab dafür keine offizielle Erklärung, die einigermaßen überzeugend wirkte. Burke hatte seinerzeit gesagt, die Armee sei ihm ganz einfach zu zahm geworden. Aber in der Zeitung hatte eine Geschichte gestanden, voller vorsichtiger Andeutungen, die auf etwas anderes schließen ließ: die Möglichkeit einer Verhandlung vor dem Kriegsgericht, die eine unehrenhafte Entlassung aus der Armee zur Folge gehabt hätte, wenn er nicht freiwillig gegangen wäre.

Wieder fiel mir unser erstes Zusammentreffen im ›Licht von Lissabon‹ ein. Was hatte Lola von ihm gesagt? Ein halber Mann – groß in allen Dingen, nur nicht da, wo es drauf ankommt. Das wäre möglich. In dieser Welt war alles möglich.

Aber das stimmte nicht. An einem solchen Morgen konnte ich das einfach nicht akzeptieren. Die Welt war schön, diese Welt außerhalb des Lochs. Ich spürte die Wärme, die Luft, das Licht, die Geräusche ringsum, und Sonne und Farbe machten mich beinahe benommen.

Er stand auf, lehnte sich an die Balustrade und sah hinauf aufs Meer. »Hübsches Fleckchen, nicht wahr?«

Ich nickte. »Wem gehört es?«

»Einem gewissen Hoffer – Karl Hoffer.«

»Und wer soll das sein?«

»Ein österreichischer Finanzmann.«

»Ich glaube nicht, daß ich den Namen schon einmal gehört habe.«

»Das kannst du auch nicht. Er hält nicht viel von Publicity.«

»Ist er reich?«

»Er ist Millionär. Es war übrigens sein Gold, das du an Bord hattest, als du erwischt wurdest.«

Das war eine recht interessante Neuigkeit. Ein Millionär, der sich nebenbei mit Goldschmuggel beschäftigte – nach meiner Erfahrung war das eine so seltene Erscheinung wie eine Gans mit blauem Schwanz. Herr Hoffer schien ein Mann mit ungeahnten Möglichkeiten zu sein.

»Wo ist er jetzt?«

»In Palermo«, antwortete Burke. Seine Stimme klang so, als hätte ich ihm durch meine Frage manches erleichtert. Erklärte das vielleicht auch Petes Bemerkung über die Mädchen in Sizilien?

»Als wir in das Flugzeug stiegen, habe ich dich gefragt, wohin es gehen sollte«, sagte ich. »Du sagtest mir, vorerst nach Kreta. Die zweite Station ist vermutlich Sizilien?«

»Hunderttausend Dollar geteilt durch vier plus Unkosten, Stacey.« Er setzte sich wieder, beugte sich über den Tisch und verschränkte die Finger so fest, daß ihm die Knöchel weiß herausstanden. »Was hältst du davon?«

»Für einen Auftrag?« fragte ich. »Einen Auftrag in Sizilien?«

Er nickte. »Höchstens eine Woche Arbeit und leicht verdientes Geld, wenn du mitmachst.«

Plötzlich paßte alles wunderbar zusammen. »Jetzt brauchst du wahrscheinlich Stacey, den Sizilianer, wie?«

»Klar.« Jedesmal, wenn er sich aufregte, kamen seine irischen Eigenheiten an die Oberfläche wie die Sahne in der Milch. »Bei deinen sizilianischen Verbindungen kann gar nichts passieren. Ohne dich glaube ich ganz ehrlich nicht, daß wir eine Chance hätten.«

»Das ist sehr interessant«, sagte ich. »Aber etwas hätte ich gern gewußt, Sean: Wo würde ich jetzt im Augenblick sitzen, wenn diese Geschichte auf Sizilien nicht dazwischengekommen wäre? Wenn du mich nicht gebraucht hättest?«

Er starrte mich bewegungslos an wie einen Schmetterling, der an der Nadel steckt, wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus.

»Du Schweinehund«, sagte ich. »Du kannst dir deine hunderttausend Dollar an den Hut stecken.«

Seine Hände lösten sich und ballten sich zu Fäusten. Sein Gesicht wurde so schnell milchweiß, als fände da eine chemische Reaktion statt, und in den Tiefen dieser grauen Augen regte sich etwas.

»Seit dem ›Licht von Lissabon‹ haben wir einen weiten Weg zurückgelegt, nicht wahr, Oberst?« Ich stand auf, ohne auf seine Antwort zu warten, und ließ ihn sitzen.

In meinem kühlen, schattigen Schlafzimmer packte mich erst so richtig die Wut. Meine Hände zitterten. Ich hatte Schweiß im Gesicht und öffnete die oberste Schublade der Kommode, um nach einem Taschentuch zu suchen. Statt dessen fand ich etwas anderes: einen Revolver, und zwar dieselbe Waffe, die ich immer schon getragen hatte, das Gegenstück des Revolvers, den mir die Ägypter an jenem dunklen Abend vor tausend

Jahren abgenommen hatten. Ein Smith & Wesson achtund-dreißiger Special mit einem Lauf von zwei Zoll, in einem an der Seite offenen Halfter.

Ich befestigte das Halfter an meinem Gürtel, und zwar ein Stück vor der rechten Hüfte, zog eine cremefarbene Leinen-jacke an, die hinter der Tür hing, und steckte mir eine Schachtel Patronen in die Tasche.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer fand ich ein Kartenspiel. Damit hatte ich gerechnet, denn wo Legrande und Pete sind, gibt es auch Spielkarten. Ich ging hinaus, folgte einem Pfad den Hügel hinunter und erreichte unten den weißen Strand.

Es ist schließlich gleichgültig, wie man die Spannung in sich los wird, und es wurde ohnehin höchste Zeit, einmal festzustellen, ob ich etwas verlernt hatte.

4

Im offenen Kampf hat jeder vernünftige Soldat lieber einen guten Karabiner in der Hand als eine Pistole oder einen Revolver. Was auch die Wildwest-Filme darüber behaupten mögen – auf größere Entfernung als fünfzig Schritt taugt eine normale Handfeuerwaffe nicht viel, und die meisten Leute würden auf zehn Schritt Entfernung nicht einmal ein Scheunentor treffen.

Trotzdem gibt es für jemanden, der damit umzugehen versteht, auf kurze Entfernung nichts Besseres als eine gute Handfeuerwaffe.

Früher bevorzugte ich immer die Browning P 35, die allgemein übliche Waffe in der britischen Armee, hauptsächlich deshalb, weil ich dann dreizehn Schuß hatte, ohne nachladen zu müssen. Aber eine Pistole hat auch ihre Tücken. Sie besteht aus vielen Teilen, die klemmen oder kaputtgehen können, und kein professioneller Revolvermann, dem ich je begegnet bin, würde freiwillig eine benutzen.

Bei einem Überfall in Kimpala kam einmal ein Simba mit einem drei Fuß langen Buschmesser wie ein D-Zug auf mich zugeschossen. Ich traf ihn einmal, dann klickte der Stift meiner Pistole auf einen Blindgänger. Das kommt nicht allzuoft vor, und bei einem Revolver hätte sich die Trommel weitergedreht, aber es war eben eine Pistole. Die Browning hatte Ladehemmung, und mein Freund, der bis oben hin unter dem Einfluß einer Droge stand, stürmte weiter auf mich zu.

Wir verbrachten ein paar interessante Minuten auf dem Boden. Die Erinnerung blieb mir eine ganze Weile. Von da ab benutzte ich nur noch Revolver. Wenn man aus Sicherheitsgründen eine Kammer leer läßt, hat man zwar nur fünf Schuß, aber die Waffe ist dafür vollkommen zuverlässig.

Als ich auf den Strand hinunterkam, war alles still. Das Meer lag wie ein blaugrüner Spiegel vor mir, die Sonne brannte so

heiß vom Himmel, daß man die Felsen nicht anfassen konnte, und der weiße Sand reflektierte das Licht. Die Augen schmerzten, alle Gegenstände verschwammen und wurden undeutlich.

Ich zog meine Jacke aus und schob vorsichtig fünf Patronen in den Smith & Wessen. Ich nahm ihn zuerst in die linke, dann in die rechte Hand. Der alte Zauber machte sich schon wieder bemerkbar. Die Hitze brannte mir durch die dünnen Schuhsohlen und auf meinen Rücken, bis sie ein Teil von mir war wie der Revolverlauf, der sich angenehm in meine Hand fügte. Es war nichts Besonderes daran, keine Spezialanfertigung, kein nachgefeilter Abzug. Es war nur eine erstklassige, serienmäßige, tödliche Waffe, genau wie Stacey Wyatt.

Ich zog die Spielkarten heraus, steckte fünf davon in einen winzigen Spalt am Rand eines Basaltklotzes und maß eine Entfernung von fünfzehn Schritten aus. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da konnte ich auf diese Entfernung eine Spielkarte innerhalb einer halben Sekunde fünfmal hintereinander treffen, aber seitdem hatte sich manches ereignet.

Ich duckte mich, dann zog ich und schoß mit ausgestrecktem Arm aus Schulterhöhe. Das Echo der Schüsse rollte über die See davon, während ich sofort nachlud und auf die Spielkarten zuing.

Von fünf Geschossen nur zwei Treffer! Die anderen drei waren zwar auch nicht weit danebengegangen, aber das genügte mir nicht. Ich kehrte an den alten Punkt zurück, stellte mich hin, wie man es beim Scheibenschießen lernt – Revolver in Augenhöhe – und zielte nacheinander auf jede der Karten. Ich ließ mir viel Zeit dabei.

Wie erwartet traf ich jetzt fünfmal. Ich stellte frische Karten auf und probierte es noch einmal. Ich behielt immer noch die vorgeschriebene Haltung bei, feuerte diesmal aber rascher.

Wieder pro Karte ein Treffer! Ich stellte neue Karten auf und wollte gerade noch einmal zurückgehen, doch als ich mich

umdrehte, entdeckte ich Burke am unteren Ende des Pfades. Er stand da und beobachtete mich, verborgen hinter seiner dunklen Sonnenbrille. Ich kehrte an die alte Stelle zurück, zog und schoß fünfmal so dicht hintereinander, daß das Echo wie ein einziger Donner klang. Während ich nachlud, ging er hinüber und holte die Karten.

Vier Treffer – drei dicht beisammen, einer in der Mitte hoch; fast wäre er danebengegangen.

»Es wird schon wieder, Stacey«, sagte er. »Du brauchst nur ein bißchen Zeit.«

Er streckte mir die Hand entgegen. Ich gab ihm den Smith & Wesson. Er balancierte ihn einen Augenblick in der Hand, dann fuhr er herum und schoß aus seiner eigentümlichen Haltung: das rechte Bein weit vorgestreckt, das linke Knie fast auf dem Boden, die Waffe gerade vor der Brust.

Er erzielte fünf Treffer, drei dicht beieinander, die anderen zwei in der Nähe der rechten Kante. Ich zeigte ihm wortlos die Karte. Er nickte ernst, es war ihm keine Befriedigung anzumerken.

»Nicht übel, gar nicht übel. Sie schlägt nur ein bißchen nach rechts. Vielleicht könnte man den Abzug empfindlicher einstellen.«

»Schön, du hast mich überzeugt.« Ich begann nachzuladen.
»Warum hast du nicht deine Leibwache mitgebracht?«

»Pete und Legrande?« Er schüttelte den Kopf. »Das geht nur dich und mich etwas an, Stacey, keinen sonst.«

»Also Sonderbeziehungen, wie man so schön sagt? Wie zwischen Amerika und England?«

Er kochte zwar nicht gleich über, aber ich spürte die Wut, die bis dicht an die Oberfläche wallte.

»Nun gut, ich habe dich ein bißchen später herausgeholt als beabsichtigt, aber hast du eine Ahnung, was an Organisation nötig war? Was es gekostet hat?«

Er stand da und wartete, vielleicht auf irgendeine Geste von

mir.

Aber als sie nicht kam, wandte er sich abrupt ab und ging zum Strand hinunter. Er hob einen Stein auf, warf ihn lustlos ins Wasser und ließ sich dann auf einen Felsbrocken sinken. Wie er so dahockte und in die Ferne starrte, wirkte er seltsam niedergeschlagen. Zum erstenmal, seit ich ihn kannte, merkte man ihm sein Alter an.

Ich schob den Smith & Wesson ins Halfter und setzte mich neben ihn. Wortlos bot ich ihm eine Zigarette an, aber er lehnte mit einer seiner eigentümlichen Gesten ab, als wollte er etwas von sich wischen.

»Was ist geschehen, Sean?« fragte ich. »Du hast dich verändert.«

Er rückte an seiner Sonnenbrille, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und lächelte ein wenig, während er weiter aufs Meer hinausblickte. »Als ich in deinem Alter war, Stacey, da kam mir die Zukunft unendlich vielversprechend vor. Jetzt bin ich achtundvierzig, und vieles liegt schon hinter mir.«

Das klang wie eine Bemerkung, die er sich zuvor sorgfältig ausgedacht hatte, typisch für die Iren, und nicht erst seit Oscar Wilde.

»Ich verstehe«, sagte ich. »Heute ist also der Morgen für Sack und Asche.«

Er redete weiter, als hätte ich kein Wort gesagt. »Ich glaube, das liegt einfach daran, daß das Leben uns alle früher oder später einmal einholt. Eines Morgens wacht man auf, und zum erstenmal möchte man plötzlich wissen, was das alles soll. Wenn man wie ich schon ein wenig abseits von den Dingen steht, ist es vermutlich schon zu spät.«

»Für eine solche Frage ist es immer zu spät«, erwiderte ich. »Von dem Tag an, an dem man geboren wird.«

Ich spürte eine gewisse Gereiztheit. Diese Art von Unterhaltung paßte mir nicht, und trotzdem steckte ich schon mittendrin, auch wenn ich den leisen Verdacht nicht loswurde,

daß Burke mich einwickeln wollte, in einem Spinngewebe von irischem Humbug fangen, den er geradezu mit bühnenreifem Talent zelebrierte.

Er sah mich an und fragte mich fast drängend: »Und was ist mit dir, Stacey? Woran glaubst du? Woran glaubst du denn wirklich?«

Ich brauchte nicht einmal mehr nachzudenken, nicht mehr nach dem Aufenthalt im Loch. »In Kairo war ein alter Mann namens Malik bei mir in der Zelle.«

»Weshalb?«

»Wegen irgendeiner politischen Sache. Ich bin nie dahintergekommen. Am Schluß haben sie ihn weggebracht. Er war Buddhist – ein Zen-Buddhist. Er wußte jedes Wort, das Bodidharma je gesagt hatte. Das hat uns drei Monate lang aufrechterhalten.«

»Soll das heißen, er hat dich bekehrt?« Seine Miene verdüsterte sich. Vermutlich glaubte er, daß ich ihm nun eröffnen würde, ich lehnte in Zukunft alle Gewaltanwendung ab.

Ich schüttelte den Kopf. »Sagen wir einmal, er hat mir geholfen, eine Weltanschauung zu formen. Ich bin ein Zweifler, ich glaube an nichts und an niemanden. Wenn man erst einmal an etwas glaubt, dann weckt man damit sofort die Ablehnung eines anderen. Von diesem Augenblick an steckt man in der Klemme.«

Ich glaube, er hörte mir gar nicht zu, oder er verstand mich einfach nicht. »Das ist auch ein Gesichtspunkt.«

»Der uns aber nicht weiterbringt.« Ich schnippte den Rest meiner Zigarette ins Wasser. »Wie schlimm steht es denn überhaupt?«

»Schlimmer geht es kaum.«

Nicht nur die Villa gehörte Herrn Hoffer. Die Cessna schien ebenfalls sein Eigentum zu sein, und er hatte das Bargeld für meine Rettung aus Fuad vorgestreckt.

»Gehört dir denn überhaupt was außer den Kleidern, die du

auf dem Leib trägst?« fragte ich.

»Das ist jedenfalls alles, was wir aus dem Kongo mitnehmen konnten«, erklärte er. »Oder muß ich dich daran erinnern?«

»Soweit ich mich erinnere, hat es danach noch mehrere Banditeneinsätze gegeben.«

Er seufzte und antwortete mit offenkundigem Widerwillen: »Am besten, ich sag' es dir gleich. Wir sollten prozentual an dem Gold beteiligt werden, mit dem du bei Ras-el-Kanays geschnappt wurdest.«

»Wie hoch war die Beteiligung?«

»Wir haben alles reingesteckt, was wir noch hatten. Wir hätten über Nacht den fünffachen Wert verdient. Der Plan war nicht übel.«

»Nett, daß du mir das sagst.«

Er wurde nicht zornig. Soviel schien es ihm nicht mehr zu bedeuten, und mich interessierte jetzt mehr der nächste Schritt.

»Keine Kriege mehr, Sean?« fragte ich. »Und was ist mit Biafra? Könnten die nicht ein gutes Einsatzkommando gebrauchen?«

»Die können es ja nicht bezahlen. Jedenfalls habe ich genug von dieser Art Spiel – wir alle haben die Nase voll.«

»Sizilien ist also die einzige Chance?«

Auf diesen Augenblick hatte er anscheinend nur gewartet. Es war das erste kleine Entgegenkommen, das ich ihm zeigte.

»Die letzte Chance, Stacey – die letzte und unsere einzige Chance. Hunderttausend Dollar plus Unkosten...«

Ich hob die Hand. »Keine Reklame, bitte, nur einfach die Fakten.«

Mein Gott, was hatte sich in diesen Jahren seit Mosambique nicht alles geändert? Der kleine Stacey Wyatt kommandierte Sean Burke herum, und der ließ es sich gefallen – das war das Überraschendste.

»Die Sache ist ganz einfach«, sagte er. »Hoffer ist Witwer und hat eine Stieftochter namens Joanna Truscott.«

»Amerikanerin?«

»Nein, Engländerin, und nach allem, was ich gehört habe, sehr hochgestochen. Ihr Vater war ein Baron oder etwas Ähnliches. Sie ist jedenfalls eine Adlige, aber das bedeutet heutzutage nicht, mehr allzuviel. Hoffer hat mit ihr seit Jahren Schwierigkeiten. Ein Ärger nach dem anderen. Sie scheint mannstoll zu sein.«

»Wie alt ist sie?«

»Zwanzig.«

Die ehrenwerte Joanna Truscott schien recht vielversprechend zu sein.

»Muß ein tolles Mädchen sein.«

»Ich weiß es nicht – wir sind ihr nie begegnet. Hoffer hat gewisse geschäftliche Interessen auf Sizilien. Es hat mit den Ölfeldern bei Gela zu tun. Kennst du das?«

»Das war einmal eine griechische Kolonie. Aischylos ist dort gestorben. Angeblich wurde er von einer Muschel erschlagen, die ein vorüberfliegender Adler fallen ließ.« Er sah mich verständnislos an. Ich grinste. »Hast du vergessen, Sean, daß ich eine teure Erziehung genossen habe? Aber macht nichts. Was ist mit der kleinen Truscott?«

»Sie ist ungefähr vor einem Monat verschwunden. Hoffer hat nicht die Polizei verständigt, weil er annahm, daß sie mit einem Kerl durchgebrannt ist. Dann erhielt er eine Lösegeldforderung von einem Banditen namens Serafino Lentini.«

»Das ist eine alte sizilianische Sitte. Wieviel?«

»Ach, die Forderung war bescheiden, fünfundzwanzigtausend Dollar.«

»Ist er dann zur Polizei gegangen?«

Burke schüttelte den Kopf. »Anscheinend war er schon lange genug in Sizilien, um zu wissen, daß das keinen Sinn hat.«

»Ein kluger Mann. Er hat also bezahlt?«

»Ja, ich denke. Leider hat dieser Serafino das Geld genommen und ihm dann gesagt, daß er sie doch lieber noch

eine Weile behalten wolle. Er hat außerdem angedeutet, falls es irgendwelchen Ärger geben sollte – Anzeichen dafür, daß sich die Polizei einschaltete –, würde er sie in Stücken zurückschicken.«

»Ein echter Sizilianer«, sagte ich. »Hat Hoffer denn eine Ahnung, wo der Kerl steckt?«

»Irgendwo in dem Gebiet eines Berges namens Cammarata. Kennst du dich dort aus?«

Ich lachte. »Die übelste Gegend, die der liebe Gott geschaffen hat. Eine Wildnis aus unfruchtbaren Tälern und steilen, spitzen Bergen. Es gibt Höhlen da oben, in denen sich schon vor zweitausend Jahren römische Sklaven versteckt haben. Glaube mir, wenn dieser Serafino sich in den Bergen auskennt, dann kann ihn die Polizei dort oben ein ganzes Jahr lang jagen, ohne auch nur ein Zipfelchen zu sehen zu kriegen. Und mit Hubschraubern richtet man in einer solchen Gegend nichts aus. Die Hitze am Tag schafft die seltsamsten Luftströmungen, es gibt zu viele Fallwinde.«

»So schlimm ist das?«

»Noch schlimmer, als du dir vorstellen kannst. Der größte aller Banditen, Guilano, hat in einem ähnlichen Gelände operiert, und sie konnten ihn nicht einmal mit zwei Divisionen fassen.«

Er nickte bedächtig. »Könnten wir es schaffen, Stacey? Du und ich und meine Leibwache?«

Ich überlegte. Ich dachte über die Cammarata nach, über die Hitze und die Lavafelsen und über Serafino, der das Mädchen vielleicht schon an seine Leute weitergereicht hatte. Es war nicht etwa so, daß dieser Gedanke mich krank machte oder zornig – was ich über die ehrenwerte Joanna Truscott gehört hatte, ließ darauf schließen, daß ihr die Sache vielleicht sogar Spaß machte. Ich glaube ganz ehrlich, daß ich nicht einmal an meinen Anteil an dem Geld dachte. Es steckte mehr dahinter – es ging tiefer –, es war eine persönliche Sache zwischen mir

und Burke, die ich in diesem Augenblick nicht einmal mir selbst hätte erklären können.

»Ja, ich glaube, das ginge. Wenn ich mitmache, besteht zumindest eine Möglichkeit.«

»Dann wirst du also mitkommen?«

Er beugte sich voll Eifer vor und legte mir die Hand auf die Schulter, aber so schnell ließ ich mich nicht einfangen.

»Ich werde es mir überlegen.«

Er lächelte nicht und zeigte keinerlei Gefühlsregung, aber die Spannung tröpfelte aus ihm heraus wie schmutziges Wasser. Innerhalb einer Sekunde verwandelte er sich in den Sean Burke, den ich immer schon gekannt hatte.

»Guter Junge, bis später dann in der Villa.«

Ich sah ihm nach, wie er den Pfad hinaufstieg und verschwand. Im Augenblick hatte ich genug vom Schießen. Das Meer sah einladend aus. Ich ging noch ein Stück den Strand entlang, zog mich aus und watete hinein.

An dieser Stelle gingen die steilen Klippen in sanfte, spärlich mit Gras bewachsene Hänge über. Überall wucherten wilde Blumen. Ich kletterte ein Stück hinauf und legte mich auf den Rücken. Die Sonne brannte mir warm auf die nackte Haut, und ich visierte eine Wolke an. Dabei entspannte ich mich vollkommen, dachte an nichts mehr – das war auch ein Trick, den ich in den Monaten im Gefängnis gelernt hatte.

Die ganze Welt war eine blaue Glocke, in der ich schwebte. Ich lag dösend im duftenden Gras und schlief schließlich ein.

Das Erwachen war eine Rückkehr in die drückende Stille. Ich sah die Blumen, das Gras, das in Augenhöhe zu einem dichten Dschungel wurde, die Frau, die mich aus einer Entfernung von wenigen Schritten beobachtete. War das ein zufälliges Zusammentreffen, oder hatte Burke sie geschickt? Ich wurde nicht einmal zornig, sondern dachte nüchtern und kühl nach. Ich beobachtete sie unter halbgeschlossenen Augen und tat, als

schliefe ich noch. Sie blieb etwa zwei oder drei Minuten mit völlig ausdruckslosem Gesicht da stehen, dann ging sie leise weg.

Als sie verschwunden war, setzte ich mich auf, zog mich an und ging mit dem Gefühl wachsender innerer Erregung zum Strand zurück. Die ganze Sache war gewissermaßen zu einem Spiel geworden, in dem Burke schon den nächsten Zug tat, sobald ich den einen gekontert hatte.

Die Karten lagen noch da, wo ich sie zurückgelassen hatte, daneben lag meine Schachtel Munition. Als ich meinen Schießstand aufsuchte, fühlte ich mich sicherer als jemals zuvor. Ich zog, schoß und lud noch in derselben Sekunde nach. Ich war wieder der alte Stacey aus der Zeit vor dem Loch – und doch nicht derselbe.

Diesmal schoß ich linkshändig und zog über Kreuz aus dem Gürtel. Ich kannte das Ergebnis, noch bevor ich nachgeschaut hatte.

Fünf Treffer! Fünf dicht beieinanderliegende Treffer auf jeder Karte. Ich zerriß sie in ganz kleine Stückchen, streute sie ins Meer und ging wieder zur Villa hinauf.

Ich verschlief den ganzen Nachmittag und wachte erst bei Einbruch der Dämmerung auf. Aber als Burke ins Zimmer kam, um nachzusehen, und dann wieder lautlos verschwand, blieb ich liegen und tat, als schliefe ich noch. Erst als es ganz dunkel war, stand ich auf, zog mich an und schlich mich auf die Terrasse hinaus. Ich hörte Stimmen in der Nähe, ging dem Geräusch nach und blieb vor einem Fenster stehen, das offenbar zu seinem Schlafzimmer gehörte.

Er saß an dem Tisch in der Ecke, und Pete stand neben ihm. Sein blondes Haar schimmerte golden im Lampenlicht.

Burke sah lächelnd zu ihm auf – es war eine Art von Lächeln, die ich noch nie bei ihm gesehen hatte. Dann tätschelte er seinen Arm und sagte etwas. Pete ging hinaus wie

ein treuer Hund, dem sein Herr einen Befehl erteilt hat.

Burke öffnete eine Schublade, zog etwas heraus, was verdächtig nach einer Flasche Whisky aussah, öffnete sie und trank daraus. Für einen Antialkoholiker machte er das sehr gekonnt. Dann stellte er die Flasche wieder in die Schublade zurück. Die Tür ging auf, und die Frau trat ein.

Ich wollte mich schon davonschleichen, hauptsächlich deshalb, weil ich bei allen anderen Untugenden kein Voyeur bin, aber es war nicht nötig. Er saß nur einfach da, kehrte den Oberst heraus und sprach anscheinend griechisch mit ihr. Ich wußte, daß er diese Sprache sehr gut beherrschte, weil er während der Unruhen ein paar Jahre auf Zypern verbracht hatte.

Als sie sich der Tür zuwandte, schob ich mich aus dem Lichtschein und kehrte in mein Zimmer zurück. Die ganze Sache war nun wirklich interessant geworden – interessant und dramatisch. Ich zündete mir eine Zigarette an, legte mich aufs Bett und dachte nach.

Das einzige, wirklich schwache Glied in der Kette war die Geschichte von der sehr ehrenwerten Joanna und dem Lumpen Serafino. Möglich war das natürlich schon, aber irgendwie unvollständig wie eine Bachfuge, bei der Seite drei fehlt.

Irgendwo grollte drohend der Donner. Zürnten vielleicht die Götter? Möge uns Zeus vergeben! Aus irgendeinem dunklen, staubigen Klassenzimmer kam die Erinnerung an eine längst vergessene griechische Zeile, und ich mußte an das weinrote Meer, an Achilles und seine Ferse und an den schlauen Odysseus denken.

Ich hörte sie nicht eintreten, aber als über dem Meer ein Blitz niederzuckte, sah ich sie dicht neben der Fenstertür stehen. Ich verhielt mich völlig still. Beim nächsten Blitz war sie schon näher gekommen; ihr Kleid zog sie auf dem Fußboden hinter sich her, ihr reifer Körper schimmerte hell und geheimnisvoll, das dunkle Haar berührte die vollen Brüste.

Und dann wurde es wieder dunkel. Ich fühlte ihre Hände, ihren Mund, ihre Haut. Mit einer einzigen wilden Handbewegung packte ich sie beim Haar und riß grausam ihren Kopf zurück.

»Was hat er dir aufgetragen?« fragte ich. »Du sollst alles tun, was ich will? Nur mich zufriedenstellen?«

Ihr Körper krümmte sich vor Schmerz, aber sie wehrte sich nicht. Als das Licht wieder aufflackerte, sah ich ihre Augen auf mich gerichtet. Es war keine Furcht in ihnen.

Meine Finger ließen ihr Haar los. Sie sackte in sich zusammen. Ich strich ihr zärtlich über die Wange, und dann spürte ich ihre Lippen in meiner Handfläche. Soweit war es also gekommen? Stacey, der Satyr – leg ihm was ins Bett, damit er glücklich ist. Alles andere ist leicht. Genau wie mein englisches Frühstück – Burke dachte wirklich an alles. Nur das Klavier fehlte, aber vermutlich hatte er sich ehrliche Mühe gegeben, eines aufzutreiben.

Ich trat an die Fenstertür und sah hinaus in die zuckende Nacht. Plötzlich kam mir die ganze Sache furchtbar komisch vor, ein richtiges Kinderspiel, dessen Motiv so klar auf der Hand lag, daß es schon lächerlich wirkte.

Burke wollte mich haben, weil er mich brauchte. Dafür bekam ich fünfundzwanzigtausend Dollar, und alle meine materiellen Wünsche wurden erfüllt. Welcher wohlerzogene Satyr hatte da noch Grund zur Klage?

Ich nickte bedächtig. Richtig, nur so weiter. Ich würde wie immer sein Spiel mitmachen, nur wollte ich diesmal ein oder zwei eigene Spielregeln hinzufügen.

Hinter mir spürte ich den Hauch einer Bewegung. Ich fühlte sie mehr, als daß ich sie sah. Dann streckte ich die Hände aus und zog sie an mich. Sie war immer noch nackt und zitterte ein wenig. Die feuchte Luft roch schwer nach Mimosen. Die ganze elektrisch geladene Welt wartete auf ein Zeichen. Als es kam, öffneten sich die Schleusen des Himmels, und senkrecht stürzte

der Regen auf die Erde hinab.

Ich atmete die frische Luft ein, die stärker war als ihr fraulicher Duft. Ich ließ sie im Zimmer zurück, trat auf die Terrasse hinaus, hielt mein Gesicht dem Regen entgegen, den Mund halb geöffnet, und lachte, wie ich schon seit langer, langer Zeit nicht mehr gelacht hatte. Ich war bereit, mich wieder der Welt entgegenzustellen und sie in ihrem eigenen, dunklen Ränkespiel zu schlagen.

5

Die Karwoche wurde gerade gefeiert, als wir in Palermo eintrafen. Das hatte ich völlig vergessen. Vom Flughafen Punta Raisi bis in die Stadt waren es fünfunddreißig Kilometer. Der schwarze Mercedes, der uns abgeholt hatte, blieb in den überfüllten Straßen stecken. Eine Prozession schob sich durch die Menge, hoch über unseren Köpfen schwebte eine reich geschmückte Madonna auf einer Art Sänfte dahin.

Schon seit der Abreise aus Kreta war Burke launisch und reizbar gewesen. Nun kurbelte er das Fenster herab und schob mit schlecht verhohlener Ungeduld den Kopf hinaus.

»Was soll das eigentlich?«

»Eine feierliche Prozession«, antwortete ich. »So geht das in Sizilien überall in der Karwoche. Alles andere gerät ins Stocken. Die Leute hier sind sehr religiös.«

»Es scheint nur wenig auf dich abgefärbt zu haben«, meinte er bissig.

Pete Jaeger warf mir einen besorgten Blick zu. Ich wußte nicht genau, wieviel er von dem kannte, was zwischen Burke und mir gewesen war, aber daß sich in unseren Beziehungen etwas geändert hatte, war in den letzten drei Tagen deutlich genug geworden.

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich. »Ist euch nicht aufgefallen, daß die Heilige Jungfrau ein Messer im Herzen stecken hatte? Da habt ihr Sizilien: überall der Kult mit dem Tod. Ich würde sagen, daß ich recht gut dazu passe.«

Er lächelte zögernd. »Vielleicht hast du recht.«

Ich wandte mich an Pete. »Es wird dir gefallen, eine tolle Gegend. Zu Allerheiligen bekommen die Kinder Geschenke von den Toten. Hier gibt es vermutlich die bestgepflegten Gräber auf der ganzen Welt.«

Pete grinste und war offenbar erleichtert, aber Legrande, der vorn neben dem Fahrer saß, war verschwitzt und müde. Seine

Augäpfel waren gelblich gefärbt, was mir gar nicht gefiel. Vielleicht begann ihn wieder das Fieber zu plagen, das er sich im Gefangenenerlager des Vietcong zugezogen hatte.

»Machen wir hier eigentlich eine Stadtrundfahrt?« fragte er.

Ich hörte gar nicht hin und beugte mich aus dem Fenster, als der Mercedes sich langsam durch die Menge schob. Die Mädchen waren etwas modischer gekleidet als bei meinem letzten Aufenthalt hier, und die jungen Burschen auch, aber es roch nach Weihrauch und Kerzenwachs, und auf der anderen Seite des Platzes hörte ich vielstimmiges Singen. Die Menge zerstreute sich, und dann tauchten die Sünder auf, die in ihren spitzen Kapuzen und den weißen Roben eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit dem Ku-Klux-Klan aufwiesen.

Nein, es hatte sich doch nichts verändert. Unter der Oberfläche war alles gleichgeblieben.

Etwa zehn Kilometer außerhalb von Palermo, an der Küstenstraße nach Messina, liegt der Strand von Romagnolo, an den Wochenenden ein beliebter Ausflugsort der Stadtbewohner. Noch drei Kilometer weiter befand sich Hoffers Villa. Allem Anschein nach war sie erst ein oder zwei Jahre alt und so entworfen, daß sie genau an den Hügel paßte, der sich über uns erhob. Drei Etagen übereinander lehnten sich an den Hügel, und eine Art maurischer Dachgarten krönte den obersten Teil.

Der ganze Besitz war von einer hohen Mauer umgeben, und wir mußten am Tor anhalten, bis uns ein Wachtposten mit einer Maschinenpistole über der Schulter kontrolliert hatte.

»Wozu die private Armee?« fragte ich Burke.

»Hoffer ist ein reicher Mann. Seit der Sache mit dem Mädchen macht er sich Sorgen. Vielleicht ist er als nächster dran.«

Das klang ganz vernünftig. Entführungen gehörten schließlich zu den ältesten Geschäften auf Sizilien, und ich hatte auch schon an Parties in Bel Air teilgenommen, bei denen

die Torwächter bewaffnet herumliefen. Nicht nur auf Sizilien gab es neurotische reiche Leute, die davor Angst hatten, daß ihnen jemand etwas wegnehmen könnte.

Andererseits schien Hoffer tatsächlich ganz sicherzugehen. Unser Fahrer, ein stämmiger Sizilianer normannischer Herkunft mit ingwerfarbenem Haar trug ein Schulterhalfter, das sich unter seiner engsitzenden Chauffeursuniform nur allzu deutlich abzeichnete.

Ein Duft von Glyzinien lag in der Luft, und auf der anderen Seite des Fahrwegs sah ich dicht an dicht die herrlichen purpurroten Blüten. Der ganze Prunk des Mittelmeers breitete sich aus mit sorgfältig verteilten Palmen, die genau zur jeweiligen Aussicht paßten, und doch war gerade diese Harmonie ein wenig beunruhigend. Alles wirkte etwas zu perfekt, zu geplant. Innerhalb möglichst kurzer Zeit mußte ein bestimmtes Ergebnis erzielt werden. Es war ein Garten aus der Retorte.

Der Mercedes bremste auf der kiesbestreuten Auffahrt vor dem Haupteingang, und zwei Hausdiener kamen uns entgegen, um das Gepäck zu nehmen. Als sie damit die Stufen hinaufeilten, trat eine Frau aus der Tür und sah zu uns herunter.

Sie war klein, dunkelhaarig und hatte eine Figur, die man nur als reif bezeichnen konnte. Sie war durch und durch Sizilianerin, und meiner Schätzung nach etwa zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt, auch wenn sie, wie das bei Frauen im Süden oft der Fall ist, etwas älter wirkte. Sie trug eine Reithose aus schwarzem Leder, eine weiße, unter der Brust geknotete Seidenbluse und einen breiten, spanischen Hut.

»Und wer soll das sein?« fragte Pete.

»Hoffers Freundin. Ich will mal die Lage peilen.«

Burke ging die Stufen hinauf und sprach ein paar Worte mit ihr. Als ich zu ihnen trat, erstarb die Unterhaltung.

»Hoffer ist im Augenblick nicht hier«, sagte Burke zu mir. »Er mußte gestern abend geschäftlich nach Gela, aber am Nachmittag kommt er wieder zurück. Ich möchte dich mit

Signorina Rosa Solazzo bekannt machen. Rosa, das ist mein guter Freund Stacey Wyatt.«

Ihr Englisch war ausgezeichnet. Sie reichte mir kurz die Hand, nahm aber nicht die Sonnenbrille ab. »Es ist mir ein Vergnügen, Mr. Wyatt. Ich habe schon viel von Ihnen gehört.«

Das konnte stimmen oder auch nur eine oberflächlich höfliche Bemerkung sein. Hoffer war wohl nicht der Mann, der eine vertraute Ratgeberin brauchte, und so wie sie aussah, erschien es mir als wahrscheinlicher, daß sie ihm lediglich als Verkürzung der langen, schlaflosen Nächte diene.

Sie drehte sich zu Burke um. »Die Zimmer sind schon fertig. Die Diener werden Sie gleich hinaufbringen. Sie wollen vermutlich duschen und sich umziehen, deshalb werde ich das Essen in einer Stunde anrichten lassen.«

Damit ging sie. Wir folgten dem Hausdiener durch eine große, kühle Halle, wo alle Gegenstände in Gold und Grün zu schwimmen schienen, und dann eine kurze Treppe hinauf bis in die zweite Etage des Gebäudes.

Pete und Legrande bekamen gemeinsam ein Zimmer, aber Burke und mir wurde die Ehre separater Zimmer zuteil.

Mein Zimmer war lang und schmal. Eine Wand bestand aus gläsernen Schiebetüren, die auf einen Balkon über den Garten hinausführten. Die englischen Möbel zeugten von einem ausgezeichneten Geschmack, und der Teppich war so dick, daß er jeden Schritt schluckte. Dann probierte ich die andere Tür und fand dahinter mein Bad.

Der Hausdiener legte meinen Koffer auf das Bett und ging. Ich drehte die Dusche auf. Als ich ins Schlafzimmer zurückkam, stand Burke am Fenster.

Er brachte ein Lächeln zustande. »So läßt sich's leben, wie?«

»Hm. Ich weiß nicht, was du vorhast, aber ich möchte jetzt duschen.«

Er war offenbar darauf bedacht, es mir recht zu machen, und ging sofort zur Tür. »Gute Idee, wir sehen uns in einer

Stunde.«

Aber ich hatte etwas anderes vor. Ich stand ungefähr eineinhalb Minuten unter dem eiskalten Wasser, dann zog ich mir ein sauberes Hemd und den leichten blauen Tropenanzug an. Eine goldgerandete Sonnenbrille vervollständigte meine Ausrüstung.

Bei dem Revolver zögerte ich, aber schließlich waren wir in Sizilien. Ich befestigte das Halfter mit der Feder auf der rechten Seite meines Gürtels, verließ rasch das Zimmer und ging nach unten.

Es schien niemand in der Nähe zu sein. Ich blieb eine Weile auf der obersten Stufe der Haupttreppe stehen. Der Mercedes war noch da, der Fahrer lederte gerade die Windschutzscheibe ab.

Rosa Solazzo fragte hinter mir: »Wollen Sie irgendwohin, Mr. Wyatt?«

Ich drehte mich um und erwiderte vergnügt: »Ja, nach Palermo, wenn es Ihnen recht ist.«

»Aber natürlich. Ich werde Ciccio Bescheid sagen, daß er Sie überallhin bringt, wohin Sie wollen.«

Das war sehr geschickt gemacht und kam ohne das geringste Zögern. Der sizilianische Dialekt ist dem italienischen sehr ähnlich – bis auf ein oder zwei abweichende Vokale und einen Akzent, den man sehr deutlich hören konnte. Während wir die Stufen hinuntergingen, sagte sie in diesem Dialekt: »Der Amerikaner möchte nach Palermo. Richte dich nach seinen Wünschen und fahr ihn überallhin, aber paß gut auf ihn auf.«

Ciccio hielt mir den Wagenschlag auf. Ich sagte zu ihm: »Wenn Sie das machen, Ciccio, reiße ich Ihnen die Ohren ab.«

Das ungefähr meinte ich, aber ich gebrauchte die Ausdrucksweise, die man im Hafen von Palermo hört und sonst nirgendwo.

Ihm blieb vor Überraschung der Mund offenstehen. Die Frau fuhr herum. Ich übersah ihre besorgte Miene und bestieg den

Mercedes. Ciccio schlug die Tür zu und setzte sich ans Steuer. Er warf ihr einen fragenden Blick zu. Sie nickte, und wir rollten davon.

Ich ließ mich auf der Piazza Pretoria absetzen. Erstens war es ganz gleichgültig, wohin ich ging, und zweitens mochte ich schon immer diesen erstaunlichen Barockbrunnen mit den herrlich vulgären Figuren von Flußnymphen, Tritonen und niederen Gottheiten. Am Nordende der Bucht ragte der Monte Pellegrino in der Spätnachmittagssonne auf. Ich ging an der herrlichen alten Kirche von Santa Caterina vorüber, bog in die Via Roma ein und schlenderte auf den Hauptbahnhof zu.

In einer Seitengasse kam ich an einer Menschenschlange vorüber, die auf den Einlaß in ein Marionettentheater wartete. Es handelte sich hauptsächlich um Touristen. Nach dem, was ich aufschnappte, waren es überwiegend Deutsche. Ihnen blühte eine hübsche Überraschung. Auch heute noch weigern sich die alten Puppenspieler hartnäckig, von ihren Gebräuchen abzuweichen. Die Dialoge werden in einem Sizilianisch vorgetragen, das nicht einmal ein Italiener verstehen kann.

Auf der Herfahrt vom Flughafen waren mir ein oder zwei der alten, handbemalten Pferdewagen mit Messingbeschlägen aufgefallen, die von federgeschmückten Gäulen gezogen wurden, aber die meisten Bauern schienen heutzutage mit Vespas und Lambrettas herumzufahren. Die Tradition galt wohl nicht mehr viel. Aber kurz bevor ich die Via Lincoln erreichte, sah ich dicht vor mir am Straßenrand eine Mietkutsche stehen.

Sie hatte ihre beste Zeit auch schon hinter sich. Das Holz wies Risse auf, das Ledergeschirr war altersschwach, aber alles wirkte liebevoll gepflegt, das Messing schimmerte in der Sonne, und ich roch die Wachsschicht der Polsterung.

Der Kutscher mochte etwa achtzig Jahre alt sein. Er hatte ein Gesicht wie eine Walnuß und einen beiderseits hochgezwirbelten langen weißen Schnurrbart. Vom ersten Wort an schien er mich für einen Sizilianer zu halten.

In Palermo muß man selbst für die kleinste Fahrt mit dem Kutscher handeln. Für einen Touristen kann das ungewohnt sein, doch ich hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten. Als ich ihm mein Ziel nannte, hob er die Augenbrauen und sah mich mit einer Art von Respekt an, die gar nicht überraschend war. Schließlich besucht niemand aus reinem Spaß einen Friedhof, und für einen Sizilianer ist der Tod eine ernste Sache.

Unser Ziel war ein altes Benediktinerkloster etwa eine Meile außerhalb der Stadt in Richtung auf den Monte Pellegrino. Die Kutsche brauchte eine ganze Weile für die Strecke, aber das war mir nur recht, weil ich nachdenken mußte.

Wollte ich diese Sache denn wirklich bis zum Ende durchstehen? War das nötig? Darauf gab es keine Antwort. Aber ich stellte mit einiger Überraschung fest, daß ich kühl und leidenschaftslos über die Sache nachdenken konnte, was früher ganz gewiß nicht der Fall gewesen war. Früher war mein Gehirn wie eine offene Wunde gewesen, und jeder Gedanke schmerzte und stach, aber jetzt...

Die Sonne war gesunken, und über das Meer zogen Wolken heran, geschoben von einem kühlen Wind. Als wir das Kloster erreichten, sagte ich ihm, daß er warten solle, dann stieg ich aus.

»Verzeihen Sie, Signor«, sagte er. »Ruht hier ein naher Verwandter von Ihnen?«

»Meine Mutter.«

Es war seltsam, aber erst in diesem Augenblick spürte ich, wie der Schmerz in meiner Brust gleich einer Flut aufstieg und mich zu überwältigen drohte. Rasch wandte ich mich ab und stolperte davon. Er bekreuzigte sich.

Durch eine Seitentür gelangte ich in einen großen Kreuzgang, mit Arkaden zu beiden Seiten. Auf einem kleinen Hof schickte ein wunderhübscher arabischer Brunnen einen silbrig glänzenden Wasserstrahl in die Luft, und dahinter sah ich durch einen Bogengang den Friedhof.

An einem schönen Tag ist der Blick über das Tal bis zum Meer hin wirklich großartig, aber jetzt neigten sich die Zypressen unter dem Wind, und die ersten kalten Regentropfen klatschten auf die Steine.

Der Friedhof war groß und sehr gepflegt, weil hier hauptsächlich die Honoratioren der bürgerlichen Gesellschaft von Palermo ruhten.

Langsam ging ich den Pfad entlang. Der Kies knirschte unter meinen Sohlen, und aus unerfindlichen Gründen kam mir plötzlich alles wie ein Traum vor. Ausdruckslose Marmorgesichter schwebten vorüber, als ich durch den Wald reich geschmückter Grabstätten ging.

Das Grab war leicht zu finden und genauso, wie ich es in Erinnerung hatte. Eine weiße Marmorgruft mit Bronzetoren, darüber die lebensgroße Statue von Santa Rosalia von Pellegrino, das alles umgeben von einem eineinhalb Meter hohen Eisengeländer, das schwarz und gold gestrichen war.

Ich drückte mein Gesicht an die Eisenstäbe und las die Inschrift: ›Rosalia Barbaccia-Wyatt – allzufrüh grausam hinweggerafft. Die Rache ist mein, spricht der Herr.<

Ich erinnerte mich wieder an jenen anderen Morgen, als ich an diesem Grabmal stand, hinter mir alles, was in der Gesellschaft von Palermo Rang und Namen hatte; der Priester sprach die letzten Worte über dem Sarg, mein Großvater stand neben mir, kalt und in drohendem Schweigen wie eine dieser Marmorstatuen.

Im richtigen Augenblick hatte ich mich abgewandt und durch die Menge gedrängt. Als er mich rief, begann ich zu laufen und rannte weiter bis zu jenem berühmten Treffen im ›Licht von Lissabon< in Mosambique.

Der Wind trug nun etwas mehr Regen heran. Ich spürte ihn im Gesicht, holte ein paarmal tief Luft, um mein inneres Gleichgewicht wiederherzustellen, und wandte mich von dem Grab ab. Da sah ich ihn hinter mir stehen: Marco Gagini, den

starken rechten Arm meines Großvaters, seine kugelsichere Weste, sein Fels. Irgendwo hatte ich mal gelesen, daß Wyatt Earp in Tombstone nur deshalb am Leben blieb, weil er Doc Holliday hatte, der seinen Rücken deckte. Mein Großvater hatte Marco.

Er hatte das Gesicht eines guten Mittelgewichtlers, der er auch einmal gewesen war, mit dem Ausdruck eines zuversichtlichen Gladiators, der die Arena überlebt hat. Sein Haar war grauer geworden, in sein Gesicht hatten sich neue Linien eingegraben, aber sonst sah er genauso aus wie früher. Dieser Mann hatte mich einmal geliebt. Er hatte mir beigebracht, wie man boxt, Auto fährt, Poker spielt und gewinnt – aber meinen Großvater liebte er noch mehr.

Nun stand er da, die Hände tief in die Taschen seines blauen Nylonmantels vergraben, und betrachtete mich nicht gerade sehr freundlich.

»Wie geht's, Marco?« fragte ich leichthin.

»Wie immer. Der Capo will dich sprechen.«

»Woher weiß er, daß ich hier bin?«

»Jemand vom Zoll muß es ihm gesagt haben. Ist das nicht gleichgültig?« Er zuckte die Achseln. »Früher oder später erfährt der Capo eben alles.«

»Es ist also immer noch alles beim alten, Marco?« fragte ich. »Er ist immer noch der Capo. Und ich hatte gedacht, Rom hat die Mafia ziemlich im Griff.«

Er lächelte ein wenig. »Gehen wir, Stacey. Es beginnt zu regnen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt – später. Ich komme heute abend, wenn ich Zeit zum Nachdenken gehabt habe. Sag ihm das.«

Es war mir vom ersten Augenblick an klar gewesen, daß er in der rechten Manteltasche eine Waffe umklammert hielt. Er wollte sie nun herausziehen, aber da starrte er auch schon in die Mündung meines Revolvers. Er wurde nicht bleich – der Typ

war er nicht, aber etwas an ihm veränderte sich doch. Es war wohl das ungläubige Staunen darüber, daß ich so schnell war und daß der kleine Stacey inzwischen ein wenig älter geworden war.

»Langsam, Marco, ganz langsam.«

Er zog eine Walther P 38 hervor. Ich befahl ihm, sie behutsam hinzulegen und zurückzutreten. Dann griff ich danach und schüttelte den Kopf.

»Wenn man aus der Tasche schießen will, Marco, taugt eine Pistole nicht viel. Das hättest du eigentlich wissen müssen. Schon beim ersten Schuß bleibt der Schieber meistens hängen.«

Er sagte nichts, sondern stand nur da und starrte mich wie einen Fremden an. Ich schob mir die Walther in die Tasche. »Heute abend, Marco. Dann werde ich ihn besuchen, nicht jetzt.«

Er zögerte. Da trat Sean Burke fünf oder sechs Meter hinter ihm aus der Deckung eines Marmordenkmals hervor, einen Browning in der Hand.

»An Ihrer Stelle würde ich tun, was er sagt«, warnte er Marco in seinem eigentümlichen Italienisch.

Marco verzog sich ohne ein weiteres Wort. Burke wandte sich mir zu und sah mich ernst an. »Ein alter Freund?«

»So etwas Ähnliches. Wo kommst du denn plötzlich her?«

»Rosa hat rasch einen anderen Wagen besorgt, und ich bin dem Mercedes in die Stadt gefolgt – war nicht schwierig. Interessant wurde es erst, als wir entdeckten, daß dir noch jemand folgt. Wer war das?«

»Ein Freund meines Großvaters. Er will mich sprechen.«

»Wenn er das so schnell erfahren hat, muß er einen verdammt guten Informationsdienst haben.«

»Den besten.«

Er trat ans Gitter und las die Inschrift. »Deine Mutter?«

Ich nickte.

»Du hast mir nie etwas davon gesagt.«

Da stellte ich seltsamerweise fest, daß ich darüber sprechen wollte. Es war, als stünden wir wieder genauso zueinander wie früher, aber vielleicht befand ich mich auch in der Stimmung, in der ich es jedem erzählt hätte.

»Ich habe doch gesagt, daß meine Mutter Sizilianerin war und daß mein Großvater noch hier lebt. Aber ich habe wohl immer auf Einzelheiten verzichtet.«

»Ich erinnere mich nicht mehr. Ich glaube, du hast seinen Namen einmal erwähnt, aber ich muß ihn wohl vergessen haben, bis ich ihn hier in der Inschrift wiedergesehen habe.«

Ich setzte mich auf die Umrandung eines Grabes und zündete mir eine Zigarette an. Dabei fragte ich mich, wieviel ich ihm wohl erzählen sollte – wieviel er überhaupt begreifen würde. Für den Besucher, den Touristen besteht Sizilien aus Taormina, Catania, Syrakus – aus goldenen Stränden und lachenden Bauern. Aber im Hinterland gibt es noch ein anderes, ein dunkleres Sizilien, ein wildes Land, unfruchtbar und trocken, wo man nicht so sehr um den Lebensunterhalt als um das Überleben kämpft. Eine Welt, in der sich alles um ›Omerta‹ dreht, einen Ausdruck, den man am besten mit Mannhaftigkeit übersetzt. Männlichkeit, Ehre, die Probleme selbst lösen, nie staatliche Hilfe in Anspruch nehmen – das alles führte zum Begriff der persönlichen Vendetta, und es war die richtige Brutstätte für die Mafia.

»Was weißt du über die Mafia, Sean?«

»Hat sie nicht früher einmal als eine Art Geheimbund begonnen?«

»Richtig, sie ist in einer Zeit echter Unterdrückung entstanden. Damals war sie die einzige Waffe der Bauern, der einzige Weg zu einer Art von Gerechtigkeit. Aber wie alle derartigen Bewegungen ist sie dann immer korrupter geworden. Zuletzt hatte die Mafia nicht nur die Bauern, sondern ganz Sizilien an der Gurgel.«

Ich ließ meine Zigarre fallen und trat sie in den Kies. »Die Mafia beherrscht heute noch Sizilien, trotz allem, was die Behörden in Rom dagegen unternommen haben.«

»Aber was hat das alles mit dir zu tun?«

»Mein Großvater Vito Barbaccia ist der ›Capo Mafia‹ für Palermo und ganz Sizilien. Die Nummer eins. Der Herr über Leben und Tod. In den Vereinigten Staaten leben jetzt etwa drei Millionen Sizilianer, und die Mafia hat sich auch drüben verbreitet. Sie wurde zu einem Hauptzweig des organisierten Gangstertums. In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe Mafia-Bosse aus den Staaten deportiert worden. Sie sind mit neuen Ideen nach Hause gekommen – Prostitution, Rauschgift und so weiter. Einem alten ›Mafioso‹ wie meinem Großvater macht es nichts aus, jemanden zu töten, aber solche Dinge mag er einfach nicht.«

»Es hat Ärger gegeben?«

»So könnte man es nennen. Sie haben eine Bombe in seinem Wagen versteckt – in diesen Kreisen eine beliebte Methode, sich eines Rivalen zu entledigen. Leider war es meine Mutter, die als nächste den Wagen fuhr.«

»Mein Gott!« Auf seinem Gesicht standen Schrecken und echter Schmerz zu lesen.

Ich fuhr fort: »Ob du es glaubst oder nicht: Ich wußte absolut nichts darüber, oder vielleicht wollte ich es nicht wissen. Ich kam nach meinem ersten Jahr in Harvard für die Ferien nach Hause, und am zweiten Tag ist es passiert. Noch am selben Abend hat mir mein Großvater die Augen über die Tatsachen des Lebens geöffnet.«

»Konnte er denn jemals mit dem Verantwortlichen abrechnen?«

»Ich denke, das können wir als sicher voraussetzen.« Ich stand auf. »Allmählich bekomme ich Hunger. Sollen wir zurückfahren?«

»Das tut mir leid, Stacey«, murmelte er. »Wirklich.«

»Warum denn? Das ist doch jetzt nur noch Geschichte.«
Aber ich glaubte ihm, denn es klang wirklich ehrlich. Der
Wind ächzte in den Zypressen, schleuderte Regentropfen auf
den Weg, und ich ging zurück zum Kloster.

6

Nach dem Essen legte ich mich eine Weile hin. Ich konnte jederzeit leicht einschlafen, indem ich einfach die Augen zumachte. Ich träumte nur selten. Als ich die Augen wieder öffnete, war es auf der Uhr neben meinem Bett halb acht und beinahe dunkel.

Irgendwo hörte ich Stimmengemurmel. Ich stand auf, zog mir einen Bademantel über und schlich zu der Glastür, die zu der Terrasse hinausging.

Burke stand auf dem Hof unterhalb der Terrasse, den Fuß auf den Rand eines schönen Brunnens gestützt. Sein Begleiter war ein untersetzter Mann mit kurzgeschnittenem weißem Haar, der sportlicher aussah, als er vermutlich war. Sein Schneider verstand wohl eine Menge vom Fach.

An ihm war nichts Auffälliges, er hatte dem Drang widerstanden, mehr als einen Ring zu tragen, und aus seinem Ärmel ragte nur der vorgeschriebene ein Zoll Manschette, als richte er sich genau nach den Anweisungen irgendeines Haushofmeisters. Die Krawatte war es wohl, die den Eindruck verdarb – es waren die Farben der ›Guards Brigade‹, und das kam mir unwahrscheinlich vor. Als er eine Platindose hervorzog und Burke eine Zigarette anbot, wirkte er etwa genauso echt wie sein Garten.

Er ließ sich Feuer geben, drehte sich ein wenig zur Seite, fuhr sich mit einer ziemlich femininen Geste durchs Haar und sah mich am Rande des Balkons stehen.

Sein plötzliches Lächeln war offenbar sorgfältig einstudiert: »Hallo«, rief er. »Ich bin Karl Hoffer. Wie geht's Ihnen?«

»Prima«, sagte ich. »Ihre Betten sind ausgezeichnet.«

Seine Stimme war für mich die erste Überraschung. Er sprach wie ein Amerikaner – ich konnte nicht den geringsten österreichischen Akzent feststellen.

Er lächelte Burke an. »Der gefällt mir.« Dann sah er wieder

zu mir herauf. »Wir wollten gerade einen Schluck trinken. Kommen Sie mit? Die beste Gelegenheit, übers Geschäft zu sprechen.«

»In fünf Minuten«, rief ich hinunter, trat ins Schlafzimmer zurück und zog mich an.

Als ich in die Halle hinunterging, erschien Rosa Solazzo aus dem Eßzimmer. Einer der Hausdiener trug auf einem Tablett unsere Drinks hinter ihr her. In diesem Jahr schien englische Mode vorzuherrschen. Ihr Kleid hatte Hoffer sicherlich einige hundert Pfund gekostet – es war eine Wolke aus roter Seide, eine Flamme in der Nacht, zu der ihr Haar und ihre Augen großartig paßten.

»Bitte«, murmelte sie, griff hinauf und rückte meinen Schlips gerade. »So, schon besser. Ich kam mir heute Nachmittag sehr albern vor, ich hab's nicht gewußt.«

Sie hatte italienisch gesprochen, und ich antwortete in derselben Sprache. »Was nicht gewußt?«

»Daß Ihre Mutter Sizilianerin war.«

»Und wer hat's Ihnen gesagt?«

»Oberst Burke.«

»Das Leben steckt eben voller Überraschungen, nicht wahr?« sagte ich. »Gehen wir jetzt zu den anderen hinüber?«

»Wie Sie wünschen.«

Sie empfand das wohl als eine Art Abfuhr, aber sie schien nicht verärgert zu sein. Eine Frau in ihrer Position kann sich den Luxus solcher Gefühle wohl auch nicht leisten.

Hoffer und Burke waren auf einen kleinen, beleuchteten Patio hinausgetreten, wo sich ein zweiter Brunnen – das genaue Abbild des ersten – in die Nacht erhob. Sie saßen an einem schmiedeeisernen Tischchen und erhoben sich zu meiner Begrüßung.

Hoffer hatte eine unzeitgemäße Bräune, die entweder auf eine Höhensonne oder in selteneren Fällen auf einen Reichtum

hinwies, der es dem Besitzer erlaubte, der Sonne nachzureisen. Aus der Nähe wirkte er älter als vorhin, sein Gesicht war von feinen Fältchen durchzogen, und trotz des ständigen Lächelns konnte ich in seinen porzellanblauen Augen wenig echte Freude entdecken.

Wir schüttelten uns die Hände. Dann deutete er auf einen Sessel. »Tut mir leid, daß ich zu Ihrer Begrüßung nicht hier war. Ich muß jetzt drei- oder viermal in der Woche nach Gela. Sie wissen ja, wie es im Ölgeschäft zugeht.«

Das wußte ich nicht, aber Gela kannte ich, eine griechische Kolonie aus klassischer Zeit, in meiner Erinnerung ein freundlicher kleiner Küstenort auf der anderen Seite der Insel, mit ein paar archäologisch interessanten Ruinen. Ich fragte mich, wie die Bohrtürme und Raffinerien wohl in diese Landschaft passen mochten.

Rosa reichte mir einen großen Wodka mit Soda.

Sie schickte den Hausdiener weg und bediente uns selbst. Dann nahm sie unaufdringlich im Hintergrund Platz, was darauf hindeutete, daß Hoffer ihr völlig vertraute – in diesem Punkt hatte ich mich also geirrt.

Jedenfalls kam er ohne weitere Umschweife zum Geschäftlichen. »Mr. Wyatt, Oberst Burke hat Sie sehr für diesen Job empfohlen, deshalb haben wir uns auch so viel Mühe gemacht, Sie herauszuholen.«

»Das war wirklich sehr nett von Ihnen«, gab ich zurück. Alle konnten die Ironie in meiner Stimme hören.

Nur Hoffer spürte sie offenbar nicht, denn er fuhr fort: »Ich halte es nicht einmal für übertrieben, zu sagen, daß wir von Ihnen abhängig sind, mein Junge.«

Er legte mir die Hand aufs Knie. Das gefiel mir nicht. Seine Stimme bekam den Tonfall, wie man ihn bei einem amerikanischen Politiker aus dem Mittleren Westen oft findet, der einem klarmachen will, daß er doch auch nur ein schlichter, einfacher Bürger sei. Ich rechnete nun jeden Augenblick damit,

daß er das alte Lied ›Ich-glaube-an-Sie-und-Ihre-Fähigkeiten‹ anstimmen würde. Das paßte mir ganz und gar nicht.

»Etwas sollten wir klarstellen, Mr. Hoffer: Ich bin für fünfundzwanzigtausend Dollar plus Auslagen hier, und zwar zahlbar im voraus.«

Er richtete sich mit einem Ruck auf und warf den Kopf zurück. Die Augen wurden zu zwei harten Splittern von eisblauem Glas. Ich erwartete, daß er gegen die Bedingungen angehen würde, weil Burke sich jetzt rasch und ehrlich besorgt einschaltete.

»Das tut mir wirklich leid, Mr. Hoffer, Stacey weiß nämlich nicht...«

Hoffer unterbrach ihn mit einer energischen Handbewegung. »Lassen Sie nur, ich mag Männer, die wissen, was sie wollen. Solange wir nur alle unsere Position im Auge behalten.«

Auch er war ein Mann – hart, tüchtig und mit dem Anflug von Rücksichtslosigkeit, den er wohl brauchte, um das zu erreichen, was er erreicht hatte. Selbst seine Bewegungen änderten sich. Er schnippte mit den Fingern, und Rosa Solazzo brachte ihm eilig einen neuen Drink.

»Die Hälfte im voraus«, sagte er. »Für Sie und Burke.«

»Und wenn es uns nicht gelingt, das Mädchen herauszuholen?«

»Dann haben Sie eben einen Vorschuß.«

»Und die zwei anderen?«

»Ihre Sache.«

Burke machte ein finsternes Gesicht, wahrscheinlich in der Hauptsache deswegen, weil er beiseite gedrängt wurde. Er nickte zögernd, und das überraschte mich.

Jedenfalls schüttelte ich den Kopf und sagte zu Hoffer: »Das genügt mir nicht. Dieselben Bedingungen für Jaeger und Legrande, sonst gehen wir nicht.«

Er versuchte gar keinen Widerspruch. »In Ordnung. Sie bekommen einen Scheck, den Sie morgen in Palermo einlösen

können, aber ausgestellt auf Oberst Burke. Er hält die Bank, bis diese Angelegenheit auf die eine oder andere Weise ausgestanden ist. Für mich ist das eine Art Versicherung, für den Fall, daß jemandem der Spatz in der Hand lieber ist.«

»Einverstanden.«

Burke schnaubte offenbar vor Wut, aber ich beachtete ihn nicht und leerte mein Glas. Rosa kam herüber, um mir ein neues zu bringen.

Hoffer fragte: »Können wir jetzt zum Geschäft kommen? Wie wollen Sie diese Sache anfassen?«

»Sie sind sicher, daß Serafino in der Cammarata ist?« fragte ich.

Er nickte. »Dort hat er mit Sicherheit sein Standquartier. Alle Informationen, die ich einholen konnte, bestätigen das. Ich denke, Sie kennen die Gegend?«

»Ich war schon dort. Es ist eine sehr wilde Gegend.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu erzählen. Ich mußte allein hinauffahren, um die erste Zahlung zu leisten.«

»Und Sie sind ihm begegnet?«

»Serafino?« Er nickte. »Von Angesicht zu Angesicht, und zwar auf einer Brücke dieser angeblichen Hauptstraße in der Nähe eines Dorfes namens Bellona.«

»Was ist er für ein Mann?«

»Ich kann's Ihnen zeigen.« Er zückte die Brieftasche, holte ein Foto heraus und gab es mir. »Das habe ich durch einen Bekannten bei der Polizei bekommen. Unser lieber Freund war schon mehr als einmal dort.«

Es war ein typisches Polizeifoto, wie man es auf der ganzen Welt findet: Der Abgebildete wurde zu einer Art Neandertaler gemacht, dem man es schon von weitem ansah, daß er zu Vergewaltigung und Mord und vielen Dingen dazwischen imstande war.

Ich schüttelte den Kopf. »Davon habe ich nichts. Wie war er denn? Beschreiben Sie ihn.«

»Fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig, mittelgroß, dunkles Haar – langes, dunkles Haar.« Das schien ihm nicht zu gefallen. »Eines dieser finsternen Gesichter, wie man sie hier überall findet – angeblich ist das noch arabisches Blut aus den Sarazenentagen. Ein typischer Sizilianer.«

»Das könnte meine Beschreibung sein«, sagte ich.

»Wie Sie wollen«, sagte er gleichmütig. »Nachdem das Foto gemacht worden war, hat er ein Auge verloren, und er lachte sehr viel. Er hat die ganze Geschichte offenbar als Riesenspaß angesehen.«

Auch das schien ihm nicht zu passen. Seine Rechte ballte sich zur Faust.

»Ich glaube, man sollte in Bellona beginnen«, sagte ich.

Hoffer sah mich überrascht an. »Ob das wohl eine gute Idee ist? Ich hatte den Eindruck, daß die meisten Dorfbewohner in diesem Gebiet Leuten wie Serafino in die Hand arbeiten.«

Ich sah Burke an. »Du spielst den Touristen. Ich bin dein Mietwagenfahrer.«

Er nickte. »Einverstanden.«

Ich wandte mich wieder an Hoffer. »Aber nicht den Mercedes, sondern ein unauffälligeres Fahrzeug. Geht das?«

»Natürlich. Brauchen Sie sonst noch etwas?«

»Ja. Erzählen Sie mir etwas über das Mädchen.«

Er sah mich leicht verwirrt an. »Joanna? Hat Ihnen der Oberst nicht schon alles gesagt, was Sie wissen müssen?«

»Ich möchte von Ihnen alles hören, was es über sie zu wissen gibt. Bei einer solchen Angelegenheit ist es wichtig, über alle Beteiligten möglichst genau Bescheid zu wissen. Auf diese Weise kann man sich im voraus ein Bild darüber machen, wie sie in einer bestimmten Situation reagieren werden.«

Das leuchtete ihm ein. »Sehr vernünftig. Gut – wo soll ich anfangen?«

»Am besten da, als Sie sie kennengelernt haben.«

Als er sie kennenlernte, war sie zwölf Jahre alt. Ihr Vater

war zwei Jahre zuvor an Leukämie gestorben. Hoffer hatte sie und die Mutter zu Weihnachten in St. Moritz kennengelernt, und kurz danach wurde geheiratet. Diese Ehe dauerte bis vor vier Monaten, da war seine Frau bei einem Autounfall in Frankreich umgekommen.

»Wenn ich es recht verstehe, war das Mädchen ziemlich eigenwillig«, sagte ich. »Das wurde vermutlich nach dem Tod der Mutter nicht besser.«

Man merkte ihm den Kummer an. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und seufzte. »Wo soll man bei so etwas beginnen? Hören Sie, Wyatt, ich sag's Ihnen kurz und bündig. Als Joanna vierzehn Jahre alt war, erwischte ihre Mutter sie mit dem Chauffeur im Bett, und er war nicht der erste Mann. Seitdem hat es nichts als Ärger gegeben – ein mieser kleiner Skandal nach dem anderen.«

»Warum kümmern Sie sich noch um sie?«

Die Frage schien ihn zu überraschen. Dann legte er die Stirn in Falten, als sei ihm dieser Gedanke zum erstenmal gekommen. »Eine gute Frage. Es liegt gewiß nicht an einer übermäßigen Zuneigung. Sie taugt nichts, sie hat nie etwas getaucht, und ich glaube ganz ehrlich, daß sie auch nicht besser wird. Vielleicht ist das nicht ihre Schuld, aber so ist es nun einmal. Nein, im Grunde genommen bin ich es wohl meiner Frau schuldig. Sie war eine großartige Frau. Die sieben Jahre, die sie mir geschenkt hat, waren die schönsten in meinem Leben, Wyatt. Alles andere kann danach nur noch schal sein.«

Das klang tatsächlich aufrichtig. Die Gegenwart von Rosa Solazzo änderte überhaupt nichts an meinem Urteil. Ich wäre der letzte gewesen, der es ihm verübelt hätte, daß er eine Frau um sich brauchte.

»Etwas kommt mir rätselhaft vor«, sagte ich. »Ich kann verstehen, daß Sie nicht zur Polizei gehen wollen. In Sizilien schadet sie in solchen Fällen mehr als sie nützt. Aber ist Ihnen denn nie der Gedanke gekommen, sich an die Mafia zu

wenden?«

»Welchen Zweck hätte das?«

Burke lachte. »Stacey hat sich nun einmal die Mafia in den Kopf gesetzt. Es gibt Gründe dafür, Mr. Hoffer.«

Hoffer brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Natürlich habe ich's bei der Mafia versucht. Die hat hier immer noch überall die Hand im Spiel. Glauben Sie ja nicht den Quatsch, daß Rom sie zerschlagen habe. Das ist nur etwas für den Fremdenverkehr. Man will die Gäste nicht verschrecken.«

»Haben Sie etwas erreicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Anscheinend steht Serafino Lentini mit der Mafia nicht gut. Ich bekam den Eindruck, daß die Mafiosi ihn auch gern in die Finger bekommen möchten.«

»Staceys Großvater hat etwas mit der Mafia zu tun«, sagte Burke. »Stimmt das nicht, Stacey? Er will ihn heute Abend besuchen.«

Hoffer runzelte die Stirn. »Den Großvater?«

»Vito Barbaccia«, sagte ich, wahrscheinlich mehr aus Angabe.

Rosa Solazzo holte scharf Luft und ließ ihr Glas fallen. Hoffer starrte mich ungläubig an. »Sie sind Vito Barbaccias Enkel?«

»Ich nehme an, Sie haben schon von ihm gehört?«

»Von ihm gehört? Wer kennt ihn nicht! Und Sie besuchen ihn heute Abend?«

Ich nickte.

Er schüttelte den Kopf. »Das muß ich erst verdauen.«

»Sie kennen ihn?« fragte Burke.

Hoffer lächelte. »Ich bin ihm zweimal begegnet – auf Parties, aber wir haben nie miteinander gesprochen. An ihn kommen nämlich nur königliche Hoheiten heran.«

Burke sah mich düster und nachdenklich an. Mir wurde klar, daß alles, was ich ihm auf dem Friedhof gesagt hatte, nicht

richtig eingesickert war. Jedenfalls nicht die Tatsache, was für ein wichtiger Mann mein Großvater war.

Ich trank mein Glas leer und stand auf. »Ich glaube, ich gehe vor dem Essen noch ein bißchen im Garten spazieren.«

»Warum nicht?« Hoffer nickte Rosa zu. »Zeig ihm mal die Sehenswürdigkeiten, mein Engel. Hinter dem Haus haben wir einen Fischteich, der wirklich sehenswert ist, Mr. Wyatt.«

Nun nannte er mich wieder Mister. Seltsam, wie Barbaccia auf die Leute wirkte. Und Rosa? Rosa war sehr blaß geworden, und als ich sie anlächelte, senkte sie den Blick. In ihren dunklen Augen stand Angst geschrieben.

Barbaccia – Mafioso. Vermutlich bedeutete für sie beides dasselbe. Als ich ihren Arm nahm, zitterte sie.

Hoffer schien einen erstklassigen sizilianischen Küchenchef zu haben. Erst gab es ›Narbe di San Paolo‹, eine Art Ravioli, die mit Zucker und Ricotta-Käse gefüllt und dann abgebacken werden, und anschließend ›Cannolo‹ – wahrscheinlich der berühmteste sizilianische Nachtisch; er bestand aus einem Teigrohr und war mit Sahne gefüllt. Die anderen tranken Marsala, aber der ist mir zu süß; ich entschied mich für eine Flasche Zibibbo von der Insel Pantellaria, einen Wein, der mit Anis gewürzt wird. Er gehört zu den Dingen, die man entweder auf Anhieb mag oder nicht.

Wir speisten auf der Terrasse. Selbst Pete und Legrande zeigten sich von ihrer besten Seite. Später, als der Wein seine Wirkung tat, wurde die Gesellschaft etwas lebhafter. Petes Aufmerksamkeit galt ausschließlich Rosa, auch wenn er sich sehr zurückhielt. Sogar Legrande taute genügend auf, um ein- oder zweimal zu lächeln.

Der Kaffee war ein Mokka aus dem Jemen – vermutlich der beste der Welt. Ich nahm meine Tasse mit an den Rand der Terrasse. Das Lachen war jetzt lauter geworden, und niemandem schien mein Weggehen aufzufallen.

Ich ging hinauf in mein Zimmer, holte meinen Revolver in seinem Federhalter aus der Schublade und befestigte ihn an meinem Gürtel. Ich zog ihn ein paarmal, um sicher zu sein, daß auch alles klappte. Dann kam Burke herein. Er schloß die Tür und lehnte sich dagegen.

»Rechnest du mit Ärger?«

»Ich bin nicht sicher.«

Ich schob den Smith & Wesson wieder an seinen Platz, knöpfte das Jackett zu und schob mir dann ein Dutzend Patronen in die linke Tasche und Marcos Walther in die rechte.

»Ich möchte gern mitkommen«, sagte er. »Das wäre vielleicht ganz nützlich.«

Ich sah ihm direkt in die Augen. Er hielt meinem Blick stand, er wirkte ehrlich und ernst. Ich nickte. »Wenn du willst.«

Er lächelte fast erleichtert. In letzter Zeit lächelte er überhaupt viel. Dann klopfte er mir auf die Schulter. »Wieder die alte Firma, wie, Stacey?«

Aber so wie früher konnte es nie wieder werden, das stand felsenfest. Als wir die Treppe hinuntergingen, war mir bei dem Gedanken, ihn hinter mir zu wissen, gar nicht wohl.

7

Der Monte Pellegrino erhebt sich etwa fünf Kilometer nördlich von Palermo am Westende des ›Conco d'Oro‹ wie ein Turm in den Himmel. Ein interessanter Berg, ebenso blutgetränkt und geschichtsträchtig wie das übrige Sizilien.

In den Punischen Kriegen verteidigte ihn Hamilcar drei Jahre lang gegen die Römer, aber in neuerer Zeit wurde er hauptsächlich wegen des Kults der Santa Rosalia berühmt, nach der auch meine Mutter genannt worden war.

Die Villa meines Großvaters lag am Fuß des Berges am Rand des Dorfes Valdesi.

Ich glaube, wenn man es sich richtig überlegt, hatte er einen langen und schweren Weg hinter sich. Er war in Velba zur Welt gekommen, einem Dorf in Westsizilien, deprimierend und typisch für dieses Gebiet. Das Dorf war ein Misthaufen, auf dem die meisten Kinder schon im ersten Lebensjahr starben, und das Leben glich ungefähr den Zuständen, die im Mittelalter in England geherrscht hatten.

Sein Vater war Pächter gewesen und hatte sich nur mit Mühe seinen kargen Lebensunterhalt verdient. Von seinen frühen Jahren wußte ich nur wenig, aber mit dreiundzwanzig war er schon Gabelotto, eine Mischung aus Steuereinnahmer und Grundstücksagent, dessen Aufgabe darin bestand, die Pächter schön kleinzuhalten.

Diesen Posten konnte nur ein Mafioso bekommen. Sein Aufstieg mußte also schon sehr früh begonnen haben. Gott allein weiß, was dazwischen geschehen war – vielleicht ein Mord oder auch mehrere, denn das war die übliche Methode, mit der ein junger Mann in der ›ehrenwerten Gesellschaft‹ seinen Weg machte.

Vielleicht arbeitete er sogar einige Zeit als Sicario, als gedungener Mörder, aber das bezweifelte ich. Es paßte einfach nicht zu ihm – zu seiner sehr individuellen Auffassung von

dem, was ehrenhaft war und was nicht. So erfüllte ihn zum Beispiel der Gedanke, mit der Prostitution Geld zu verdienen, mit Abscheu, weil er an die Heiligkeit der Ehe glaubte und die Kirche mit reichen Spenden unterstützte. Andererseits hatte seine Organisation im Laufe der Jahre so viele Menschen getötet, daß in manchen Orten der Mord etwas Alltägliches war.

Im Scheinwerferlicht sahen wir zwei alte Frauen, hochbeladen mit Körben, uns entgegenkommen.

»Was, zum Teufel, soll das denn?« fragte Burke.

»Sie kommen zum morgigen Markt.«

»Jetzt, am späten Abend?«

»Nur so können sie sich einen guten Standplatz sichern.«

Er schüttelte den Kopf. »Was für ein verdammt Land!«

Ich sah hinunter auf die Lichter der Stadt. »Das da ist ein Sizilien, aber draußen in der Dunkelheit liegt noch ein anderes. Ein Schlachthof seit vielen Generationen. Die Kornkammer des Römischen Reiches, die sich ausschließlich auf Sklavenarbeit stützte. Seitdem sind die Menschen immer von diesem oder jenem ausgebeutet worden.«

»Das Ganze begreife ich eigentlich nicht«, sagte er. »Die Sache mit der Mafia. Ich dachte, das gehört der Vergangenheit an.«

»Ich kenne einen Ort, in dem es innerhalb von vier Jahren über hundertfünfzig Morde gegeben hat – ein Städtchen von nicht ganz zwanzigtausend Einwohnern. Du wirst auf der ganzen Welt keinen Ort von vergleichbarer Größe finden, der da mithalten kann.«

»Aber warum?« fragte er. »Das verstehe ich nicht.«

»Die Leute spielen dauernd irgendein Spiel, ist dir das noch nicht aufgefallen?«

»Jetzt kann ich dir nicht folgen.«

Ich hätte ihm sagen können, daß er sein Leben lang Soldat gespielt hatte – sogar im Kongo –, aber das wäre sinnlos gewesen. Er hätte nicht begriffen, wovon ich redete, und ich

hätte ihn nur unnötig vor den Kopf gestoßen.

»Sagen wir einmal so: In den Vororten von Los Angeles oder London bietet der Konkurrenzkampf, das Streben und Bemühen auf geschäftlichem Gebiet, oder vielleicht auch eine kleine Affäre mit der Frau eines anderen den dramatischen Beigeschmack, den jeder im Leben braucht.«

»Was soll das beweisen?«

»Nichts Besonderes. Auf Sizilien wird ein älteres Spiel gespielt, und ein grausameres dazu. Das Ritual der Vendetta – Auge um Auge, Zahn um Zahn – nicht mehr und nicht weniger. Außenstehenden kommen die Spielregeln ein wenig barbarisch vor. Wir küssen die Wunden unserer Toten, benetzen unsere Lippen mit ihrem Blut und sagen: Mögen wir auf diese Weise das Blut desjenigen trinken, der dich getötet hat.«

Schon der Gedanke daran weckte in mir etwas zum Leben – es war eine Kälte, als ob eine Schlange ihren Kopf erhob.

»Du sagtest wir«, bemerkte Burke. »Schließt du dich da ein?«

Ich starrte hinaus in die Ferne, wo weit draußen ein Schiff vorüberzog, strahlend hell erleuchtet, eine in sich geschlossene Welt. Ich dachte an die Schule in London, an Wyatt Landing, an Harvard, und mußte plötzlich lachen.

»Ich brauche nur in irgendeinem Dorf auf Sizilien den Namen meines Großvaters auszusprechen und zu erklären, daß ich sein Enkel bin, und schon würden Männer kommen und mir die Hand küssen. Du lebst hier in einer anderen Welt, Sean. Versuch das endlich zu begreifen.«

Aber wahrscheinlich glaubte er mir nicht – damals noch nicht. Alles kam ihm so unwahrscheinlich vor.

Erst später sollte er sich davon überzeugen.

Die Villa Barbaccia wies keinerlei Ähnlichkeiten mit Hoffers Haus auf. Zunächst einmal waren ihre Mauern mindestens zweitausend Jahre älter, denn wie die meisten Landhäuser hier, stand auch diese Villa auf römischen Grundmauern. Die

Mauern waren etwa fünf Meter hoch, und die Villa selbst stammte noch aus maurischer Zeit. Sie bildete den Mittelpunkt eines riesigen halbtropischen Gartens.

Ciccio bremste und hupte. Der Torwächter trug keine Waffen, aber er brauchte auch keine. Aus dem Wärterhaus hinter ihm tauchte ein Mann auf, der mühsam zwei mächtige Bulldoggen festhielt, wie sie seit normannischen Zeiten auf der Insel gezüchtet wurden. Aus dem Gebüsch trat ein anderer Mann mit einer Maschinenpistole.

Der Torwächter trug eine ordentliche Khakiuniform und glich mit seinem Schnurrbart und der randlosen Brille mehr einem Versicherungsangestellten. Es kam zu einer ungemütlichen Pause, als er und seine Freunde uns anstarrten. Nicht einmal die Hunde bellten, und das war noch unheimlicher.

Ich öffnete die Wagentür, stieg aus und trat näher. »Ich werde erwartet«, sagte ich. »Sie wissen sicher Bescheid.«

»Ein Mann, Signor, nicht drei. Und durch dieses Tor fährt kein Wagen außer dem des Capo. Das ist so Vorschrift.«

Ich zog vorsichtig die Walther aus der Tasche und hörte ein hohles Klicken, als der andere Herr die Maschinenpistole entsicherte. Dann reichte ich die Walther mit dem Griff voran durch das Gitter.

»Hier meine Visitenkarte. Geben Sie das Marco – Marco Gagini. Er wird Ihnen schon sagen, wer ich bin.«

Er zuckte die Achseln. »Gut, Sie können reinkommen, aber die anderen bleiben mit dem Wagen draußen.«

Marco kam fast im Laufschrift um die Biegung des Fahrwegs und blieb stehen. Er sah an mir vorbei auf den Mercedes, dann auf Burke und Ciccio. Er nickte. »Macht das Tor auf und laßt sie ein.«

Der Torwächter wollte protestieren. »Du kennst doch die Vorschrift: Es dürfen nur eigene Fahrzeuge rein.«

Marco packte ihn bei den Rockaufschlägen und schüttelte ihn. »Du Narr, wer bringt schon seinen eigenen Großvater um?

Aus dem Weg!«

Er riß dem Torwächter die Walther aus der Hand, ließ sie in seine Tasche gleiten und schob ihn auf das Wachhaus zu. Die Torflügel wurden anscheinend elektrisch gesteuert. Sie schwangen mit leisem Rauschen zurück. Dann gesellte sich Marco zu uns.

»Ich fahre mit euch zum Haus hinauf.«

Er stieg hinten bei Burke ein, dann fuhr Ciccio im Schrittempo weiter.

»Hier scheint sich manches geändert zu haben«, sagte ich zu Marco. »Es ist leichter, ins Fort Knox hineinzukommen.«

»An der Oberkante der Mauern verläuft eine elektronische Warnanlage«, erklärte er ernsthaft. »Auf diese Weise kann niemand hereinkommen. Und wie du gerade gehört hast, dürfen normalerweise außer unseren eigenen Fahrzeugen auch keine Wagen durch. Vor ein paar Jahren, als der Capo eine Party gab, haben wir in einem Auto eine Bombe entdeckt. Wenn sie hochgegangen wäre, hätte sie die ganze Villa mitgenommen.«

»Hübsch, so zu leben.«

Vielleicht entging ihm die Ironie in meiner Stimme, oder er wollte sie nicht hören. »In den letzten paar Jahren sind auf das Leben des Capo acht Anschläge verübt worden. Wir müssen also sehr vorsichtig sein. Wer ist dieser Mann, den du mitgebracht hast?« fügte er in genau dem gleichen Ton hinzu.

»Ein Freund von mir – Oberst Burke. Er dachte, ich könnte vielleicht Hilfe brauchen.«

»Ich spüre die Waffe in seiner Tasche. Sehr ungemütlich. Sag ihm, daß er sie nicht braucht.«

»So viel Italienisch verstehe ich selbst«, sagte Burke und schob seinen Browning in die andere Tasche.

Der Mercedes hielt am Fuß einer breiten Freitreppe, die zu einem mächtigen, eisenbeschlagenen Eichentor hinaufführte.

Ich glaube, bis zu diesem Augenblick war mir das alles noch irgendwie unwirklich erschienen. Ich war wieder zu Hause,

darauf lief es hinaus, und es war ein Stück von mir – ein wesentliches Stück. Aber das wollte ich nicht wahrhaben.

Burke stieg nach mir aus, dann wies Marco den Fahrer Ciccio an, den Mercedes auf den Hof hinter dem Haus zu fahren. Der Wagen glitt fast geräuschlos davon.

Ich drehte mich um und sah meinen Großvater am oberen Ende der Treppe stehen.

Er war ebenso groß wie Burke und wirkte nur deshalb ein bißchen kleiner, weil das Alter seine Schultern ein wenig gekrümmt hatte. Er mußte inzwischen siebenundsechzig oder achtundsechzig Jahre alt sein, aber sein volles Haar und der sorgfältig gestutzte Bart wiesen noch Farbe auf.

Er hatte ein bemerkenswertes Gesicht. Rücksichtslosigkeit lag darin, Arroganz, aber auch Stolz und eine durchdringende Intelligenz. Er war so elegant gekleidet wie immer. Viele der Capos der Mafia aus der alten Zeit liefen in Gesellschaft so schlampig und verkommen wie nur möglich herum, um damit ihre Macht und Bedeutung zu dokumentieren, aber nicht so Vito Barbaccia. Der Pächterssohn hatte die Lumpen schon vor langer Zeit abgelegt.

Er trug einen leichten, cremefarbenen Anzug, dem man von weitem den Londoner Schneider ansah, dazu ein rosafarbenes Hemd und einen dunkelblauen Seidenschlips. Seine Zigarre war so dick wie immer, und auch an den Spazierstock aus Ebenholz erinnerte ich mich noch gut. Wenn es derselbe wie früher war, dann steckte ein halber Meter rasiermesserscharfer Stahl darin.

Er sagte kein Wort, als ich langsam die Treppen hinaufging. Ein paar Stufen unter ihm blieb ich stehen. Er sah auf mich herab, immer noch ohne ein Wort, und öffnete dann seine Arme.

Die alte Kraft war immer noch vorhanden. Er hielt mich eine ganze Weile fest, dann gab er mir den gebräuchlichen Begrüßungskuß auf jede Wange und schob mich ein Stück von

sich.

»Du bist gewachsen, Stacey – bist groß geworden, mein Junge.«

Ich winkte Burke heran und stellte ihn vor. Meine Stimme schien einem Fremden zu gehören und wie aus großer Wassertiefe an meine Ohren zu dringen, meine Augen brannten. Er spürte meine innere Spannung, drückte meinen Arm und schob seinen darunter.

»Komm, wir gehen jetzt hinein. Oberst, Marco wird Ihnen etwas zu trinken geben, während ich mich einen Augenblick mit meinem Enkel unterhalte.«

Meine Kehle war ausgetrocknet, als wir durch das breite Tor traten. Seltsam, daß man die Menschen, die einem wirklich nahestehen, immer lieben muß, gleichgültig, was sie auch getan haben mögen.

Als ich seine Bibliothek betrat, war es wie ein Schritt zurück in die Vergangenheit. Der Raum wirkte auf mich so eindrucksvoll wie eh und je. Die Wände standen voller Bücher, von denen er die meisten gelesen hatte. Im offenen Kamin knisterte ein Feuer. Es klang laut in der Stille des Raums. Von der Wand sah mich das Ölgemälde meiner Mutter an. Ich muß etwa vierzehn gewesen sein, als er es bei einem englischen Künstler in Auftrag gab. Auch ich war vertreten – in gerahmten Fotos, die jedes Stadium meiner Jugend wiedergaben.

Der Flügel stand immer noch neben dem Fenster. Der große Bechstein-Konzertflügel, den er für mich hatte aus Deutschland kommen lassen. Das Beste war gerade gut genug. Ich ging hin, sah auf die Tasten herab und schlug ein paar Töne an.

Hinter mir ging die Tür auf und schloß sich wieder. Als ich mich umdrehte, beobachtete er mich. Wir standen da und sahen uns über die ganze Breite des Zimmers hinweg an, und mir fiel um alles in der Welt kein passendes Wort ein.

Wieder einmal spürte ich sein enormes Einfühlungsver-

mögen. Er wußte es und lächelte. »Spiel etwas, Stacey, der Flügel ist gestimmt. Ich lasse regelmäßig einen Klavierstimmer aus Palermo kommen.«

»Ist lange her«, sagte ich. »Da, wo ich war, hat es keine solchen Klaviere gegeben.«

Er blieb wartend stehen. Ich setzte mich an das Instrument und begann nach einer Weile zu spielen. Ravel – Pavane auf den Tod einer Infantin. Erst als ich schon halb fertig war, fiel mir ein, was ich da spielte: Halb unbewußt hatte ich das Stück gewählt, das ich am Abend vor der Beerdigung meiner Mutter in diesem Hause angeschlagen hatte – ihr Lieblingsstück.

Ich stockte. Da befahl er streng: »Los, weiter!«

Dann ergriff die Musik Besitz von mir, wie das bei wirklich guter Musik immer war. Sie floß über die Steine dahin wie Wasser ohne Ende. Ich vergaß, wo ich war, ich vergaß alles ringsum bis auf die Musik. Ich schloß ein Impromptu von Schubert an. Dann war ich fertig. Die letzte Note erstarb, und als ich den Kopf hob, stand er da und betrachtete das Porträt.

Er drehte sich um und nickte feierlich. »Es ist noch in dir, Stacey, nach all der Zeit. Sie hätte sich sehr gefreut.«

»Du weißt genau, daß ich niemals Konzertpianist geworden wäre«, sagte ich. »Du hast das wohl immer gewußt – sie nicht.«

»Ist das so schlimm, wenn eine Mutter sich etwas für ihren Sohn erhofft?« Er lächelte wieder das Porträt an. »Sie sagte immer, daß jeder Mensch für irgend etwas Talent hat.«

»Und was war dein Talent?«

Die Worte rutschten mir unwillkürlich heraus, und ich bedauerte sie augenblicklich. Er fuhr herum, hob das Kinn, aber es kam zu keinem Ausbruch. Er nahm sich eine frische Zigarre aus einer silbernen Dose und ließ sich in den Polstersessel neben dem Kamin sinken.

»Einen Brandy, Stacey – für uns beide. Du siehst aus, als würdest du ihn jetzt auch nicht mehr verschmähen. Dann

können wir uns unterhalten.«

Ich ging hinüber zu dem Schränkchen auf der anderen Seite des Zimmers, wo auf einem silbernen Tablett kristallene Schwenker und eine Karaffe standen.

»Ich habe vor ein paar Jahren etwas über dich gelesen, mein Junge.«

»So?« Ich war überrascht, versuchte es aber zu verbergen.

»In einer französischen Zeitschrift – im ›Paris Match‹. Es war ein Artikel über die Söldner im Kongo, hauptsächlich über deinen Freund, aber du hast auf dem Bild gleich hinter ihm gestanden. Angeblich warst du Hauptmann.«

»Das stimmt.«

Während ich behutsam den Brandy eingoß, fuhr er fort: »Dann habe ich in einer römischen Zeitung einen Bericht darüber gelesen, wie ihr alle wie die Hasen verjagt worden seid.«

Er wollte mich reizen, aber ich tat ihm den Gefallen nicht. »Das muß vor etwa zwei Jahren gewesen sein.«

»Und was hast du seitdem getrieben?«

»Dieses und jenes.« Ich ging auf ihn zu, einen Schwenker in jeder Hand. »Übrigens komme ich gerade aus dem Gefängnis. Diesmal in Ägypten. Längst nicht so angenehm wie das Ucciardone in Palermo. Oder kontrolliert die Mafia es etwa nicht mehr?«

Sein Ebenholzstock fuhr hoch, schob meine Rockstöße zur Seite und entblößte die Waffe in ihrem Halfter.

»Aha, Marco hat also recht. Ich wollte es nicht glauben. Das also ist aus dir geworden, wie? Ein Sicario – ein gedungener Mörder. Mein Enkel!«

Dieser Zorn in seiner Stimme, dieser Abscheu war seltsam, aber ein echter Mafioso betrachtet sich eben niemals als Krimineller. Für ihn geschieht alles für die gute Sache, für die Gesellschaft.

Ich reichte ihm seinen Brandy. »Bin ich denn schlechter als

du? Bin ich in irgendeiner Hinsicht schlimmer als du?«

»Wenn ich töte, dann geschieht es impulsiv«, sagte er. »Dann stirbt jemand, weil er gegen mich ist – gegen die Mafia.«

»Das hältst du für einen hinreichenden Grund?«

Er zuckte die Achseln. »Für mich ist es das. Es war immer so.« Er hob den Stock und tippte mir an die Brust. »Aber du, Stacey, wofür tötest du? Für Geld?«

»Nicht einfach nur für Geld«, antwortete ich. »Für viel Geld.«

Das stimmte nicht. Ich wußte es, und wahrscheinlich wußte auch er, daß ich es wußte.

»Geld kann ich dir geben, soviel du willst.«

»Das hast du ja jahrelang getan.«

»Und du bist trotzdem gegangen.«

»Und ich bin trotzdem gegangen.«

Er nickte ernst. »Vor etwas mehr als einem Jahr ist ein Brief von einigen Rechtsanwälten in den Vereinigten Staaten gekommen. Man sucht dich. Dein Großvater – der alte Wyatt – hatte es sich auf seinem Sterbebett doch noch anders überlegt. Er hat dir in seinem Testament eine große Summe vermacht.«

Ich wurde nicht einmal zornig. »Das Geld können sie den Indianern zurückgeben.«

»Du willst es nicht?«

»Soll sich denn meine Mutter noch im Grab herumdrehen?« Ich wurde mit jeder Minute mehr zu einem Sizilianer.

Das schien ihm zu gefallen. »Ich bin froh, daß in dir noch ein Funken Ehre steckt. Und jetzt sag mir bitte, weshalb du hier bist. Ich bin nicht so eitel, anzunehmen, daß du meinetwegen nach Sizilien gekommen bist.«

Ich ging hinüber und goß mir noch einen Brandy ein. »Eine Routinesache«, sagte ich. »Es wird dich nicht interessieren.«

Der Stock stampfte auf den Boden. »Ich habe dir eine Frage gestellt, mein Junge, du wirst mir gefälligst antworten.«

»Nun gut, wenn dir dann wohler ist. Burke und ich sind von einem gewissen Hoffer in Auftrag genommen worden.«

»Karl Hoffer?« Seine Miene wurde etwas düsterer.

»Genau der. Ein Österreicher, aber er spricht Englisch mit amerikanischem Akzent. Er hat etwas mit dem Öl von Gela zu tun.«

»Ich weiß, was er geschäftlich macht. Was will er denn von dir?«

»Ich habe gedacht, die Mafia weiß alles«, sagte ich. »Seine Stieftochter wurde vor einigen Wochen von einem Banditen namens Serafino Lentini entführt. Er hält sie in der Cammarata fest, und er will sie nicht freilassen, obgleich Hoffer anstandslos bezahlt hat.«

»Und du willst sie nun zurückholen, wie? Du und dein Freund? Ihr glaubt, ihr könnt in die Cammarata marschieren und sie herausholen?« Er warf den Kopf zurück und ließ dieses typische rauhe Lachen hören. »Stacey, lieber Stacey! Und ich dachte, du wärest erwachsen geworden.«

Ich nahm meinen Kognakschwenker, zielte und schleuderte ihn in den Kamin. Dann ging ich auf die Tür zu. Als er mich rief, klang seine Stimme hart wie Stahl. Ich drehte mich um und kam mir vor wie ein zwölfjähriger Schuljunge, den er beim Orangenstehlen ertappt hatte.

»Das war ein Florentiner Glas aus dem siebzehnten Jahrhundert. Ist dir jetzt wohler?«

Ich schüttelte den Kopf. »Verzeih.«

Mehr konnte ich nicht sagen. Ganz überraschend lächelte er. »Dieser Serafino Lentini – du bist mit ihm übrigens mütterlicherseits verwandt. Ihr seid Vettern dritten Grades.«

»Du kennst ihn also?«

»Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Ein wilder Kerl. Er hat mit achtzehn einen Polizisten erschossen und ist dann in die Berge geflohen. Sie haben ihn gefaßt und durch die Mangel gezogen. Schon einmal etwas von der ›Casetta‹

gehört?«

Dieses Gerät wurde in der guten alten Zeit unter Mussolini häufig von der Polizei angewendet, wenn es darum ging, einem schwierigen Gefangenen ein Geständnis abzupressen. Es ist eine Art Holzkasten, ein Rahmen, an den man einen Menschen fesseln und ihn dann in aller Ruhe bearbeiten kann. Jetzt war die Folter angeblich verboten, aber ob das stimmte, da war ich nicht sicher.

»Was hat man ihm denn getan?«

»Das übliche – sie haben ihn mit einem glühenden Eisen auf einem Auge geblendet und ihn dann entmannt.«

Das sollte Burke hören!

»Ändert sich denn gar nichts?« fragte ich.

»Nichts.« Er schüttelte den Kopf. »Und nimm dich vor Hoffer in acht. Er ist ein harter Bursche.«

»Das sind Millionäre fast immer, sonst hätten sie es ja nicht geschafft.« Ich knöpfte mein Jackett zu. »Ich muß jetzt gehen, ich habe morgen einen langen Tag vor mir.«

»Du willst also in die Cammarata?«

Ich nickte. »Zusammen mit Burke. Zunächst einmal sind wir nur Touristen, die sich ein wenig umsehen. Ich will die Gegend kennenlernen. Ich dachte mir, wir versuchen es zuerst in Bellona.«

»Der Besitzer der Weinhandlung ist der Bürgermeister. Er heißt Gerda – Daniello Gerda.« Er nahm sein blaues, seidenes Tuch aus der Brusttasche und hielt es mir hin. »Zeig ihm das und sag ihm, daß du von mir kommst. Er wird dir dann helfen, wo er nur kann. Er ist einer von meinen Leuten.«

Ich faltete das Tuch und steckte es ein. »Ich dachte, Serafino hat etwas gegen die Mafia?«

»Stimmt«, sagte er ruhig, griff nach meinen Händen und zog sich daran hoch. »Und jetzt gehen wir hinaus zu den anderen. Ich muß mich mit diesem Oberst Burke unterhalten, der interessiert mich.«

Burke und Marco saßen zusammen im Salon, einem herrlichen Raum, den mein Großvater ganz im ursprünglichen maurischen Stil gehalten hatte. Der Fußboden bestand aus schwarzen und weißen Keramikfliesen, und die blaue Decke hob sich lebhaft gegen die grellweißen Wände ab. Hinter einer herrlich geschnitzten Wandtäfelung, auch einem Überbleibsel aus den Sarazenentagen, lagen Terrasse und Garten.

Ich hörte das Wasser in den alten Leitungen gurgeln und aus den zahlreichen Brunnen plätschern. Früher einmal sagte man, wer die knappe Wasserversorgung der Insel beherrsche, der beherrsche ganz Sizilien. Genau das hatte die Mafia getan.

Hinter mir unterhielten sie sich. Ich hörte Burke in seinem gräßlichen Italienisch sagen: »Sie müssen auf Ihren Garten sehr stolz sein, Signor Barbaccia.«

»Es ist der schönste in ganz Sizilien«, gab mein Großvater zur Antwort. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Garten.«

Marco blieb bei seinem Glas sitzen. Ich folgte ihnen hinaus auf die Terrasse. Der Himmel war wieder klar, jeder Stern glitzerte wie ein Edelstein, und die üppige subtropische Vegetation umschloß das Haus.

Ich konnte die Orangen- und Mandelbäume riechen, auch wenn ich sie nicht sah. Palmen bewegten sich sanft in der leichten Brise. Ihre Wedel hoben sich wie dunkle Federn vor den Sternen ab. Und überall gluckerte Wasser. Mein Großvater wies auf die Papyrusstauden am Teich hin, die auch noch von den Arabern stammten, und schlug vor dem Abschied einen kurzen Spaziergang vor.

Er trat auf die Treppe zum Garten hinaus. Burke blieb stehen und zündete sich eine Zigarette an. Dann passierte alles auf einmal.

Irgendein Instinkt, vielleicht das Ergebnis gefahrvoll verbrachter Jahre, jagte mir eine eisige Kälte durch den Leib. Ich hielt inne, sprungbereit wie ein Dschungeltier, das im Dunkel eine Gefahr wittert.

Unterhalb der Treppe, fünf Meter jenseits des Kieswegs, zitterten die Zweige, und ein Gewehrlauf wurde hindurchgeschoben. Mein Großvater stand schon auf den Stufen. Ich stieß ihm mit dem ausgestreckten linken Arm nieder, zog und drückte dreimal ab. Eine Maschinenpistole flog in die Luft, dann hörte ich eine Art ersticktes Husten, ein Mann fiel aus dem Gebüsch und drehte sich auf den Rücken.

Ich kniete schon neben meinem Großvater. »Alles in Ordnung?«

»Es muß noch ein zweiter in der Nähe sein«, sagte er gelassen.

»Hast du das gehört, Sean?« rief ich.

»Ich geb' dir Deckung«, kam die Antwort, die Stimme klirrte wie Eis. »Hol ihn raus.«

Marco kam durch die Fenstertür herausgestürzt, die Walther schußbereit in der Hand. Aus den Büschen rechts von mir krachte eine Schrotflinte, aber die Entfernung war für einen ernsten Schaden zu groß. Mit diesen Dingen muß man schon näher herangehen. Marco ließ sich fallen, und ich jagte hinunter in den Garten.

Ich landete unglücklich, überschlug mich zweimal und kam etwa drei Schritte von dem anderen entfernt wieder auf die Beine. Er hielt mit beiden Händen eine abgesägte Schrotflinte umklammert. Es war die ›Lupara‹, die traditionelle Mafia-Waffe für Ritualmorde.

Ich riskierte allerhand, ganz einfach weil ich es für besser hielt, ihn lebend schnappen zu können. Während ich aufsprang, schoß ich und traf ihn in den linken Arm. Er schrie auf und ließ die Lupara fallen.

Aber es kam dann doch anders. Er wollte sich gerade abwenden, da jagte ihm Burke von der Terrasse her eine Kugel genau zwischen die Augen.

Er konnte höchstens siebzehn sein. Ein Junge, der versuchte, sich einen Namen zu machen, sich Respekt zu verschaffen. Die

Mafia setzt solche jungen Kerle oft für derartige Aufgaben ein. Der andere jedoch war allem Anschein nach ein richtiger Profi mit harten, verbitterten Augen, die totenstarr ins Leere blickten.

Mein Großvater schob mit seinem Stock das Jackett beiseite und sagte zu Marco: »Du hast mir gesagt, er kann mit einem Schießeißen umgehen. Sieh dir das einmal an.«

Ich hatte ihn dreimal ins Herz getroffen, und zwischen den Einschüssen lag kaum ein Abstand von Zweifingerbreite. Es war fast kein Blut zu sehen. Ich hörte die Bulldoggen bellen und die Wachen herbeistürzen, während ich nachlud und den Smith & Wesson wieder ins Halfter schob.

»Wie sind sie denn hereingekommen?« Der alte Mann wandte sich stirnrunzelnd an Marco. »Wie steht's damit? Du hast doch gesagt, hier kommt niemand herein.«

Marco gab den Wachen wortlos einen Wink. Sie rannten mitsamt den Hunden davon. Ich stieß den Mann am Boden mit dem Fuß an.

»Sie versuchen es also immer noch?«

»Aber nicht mehr lange«, erwiderte er grimmig, »das kann ich dir versichern. Alle offenen Rechnungen werden beglichen, das bin ich deiner Mutter schuldig.«

Erschüttert drehte ich mich zu Burke um. »Da hast du die Mafia. Eine einzige große, glückliche Familie. Wird es mit diesen beiden Ärger geben?«

Mein Großvater schüttelte den Kopf. »Ich lasse die Polizei kommen und die beiden wegschaffen.«

»So einfach ist das?«

»Aber natürlich. Es wäre allerdings klüger, wenn man euch hier nicht antreffen würde.«

Er rief Marco herbei, der irgendwo im Garten herumstöberte, und befahl ihm, den Mercedes zu holen. Dann nahm er mich beim Arm und führte mich ein Stück beiseite.

»Wenn du so gut Klavier spielen könntest, wie du schießen

kannst. Stacey...«

»Es ist eine Schande, nicht wahr?« sagte ich. »Aber in einer Hinsicht hatte Mutter recht: Jeder Mensch ist für irgend etwas talentiert.«

Er seufzte. »Geh mit Gott, mein Junge. Wenn du von der Cammarata zurückkommst, besuchst du mich wieder, ja?«

»Das werde ich.«

»Ich erwarte dich.« Er drehte sich um und streckte die Hand aus. »Oberst, vielen Dank.«

Nachdem wir das Tor hinter uns gelassen hatten, zündete sich Burke eine Zigarette an. Im Aufflackern des Streichholzes bemerkte ich, daß ihm der Schweiß übers Gesicht strömte. Ich fragte mich, ob er wohl Angst gehabt hatte, aber das erschien mir unmöglich.

»Alles in Ordnung?« fragte ich.

Zuerst glaubte ich, ich würde keine Antwort bekommen, aber dann kam sie doch – und sie klang bitter. »Der Himmel mag wissen, was sie mit dir in Ägypten gemacht haben, aber es muß schlimm gewesen sein.«

Endlich fand er sich mit der Tatsache ab, daß ich mich geändert hatte – wirklich geändert. Das konnte mir nur recht sein. Ich saß da und sah hinaus aufs Meer und dachte nicht an die Ereignisse in der Villa, sondern an Karl Hoffer, die ehrenwerte Joanna und Serafino Lentini, den großen Liebhaber, der sie so sehr begehrte, daß er sie für sich behalten wollte. An den Serafino, von dem Großvater mir erzählt hatte, daß er bei der Polizei seine Männlichkeit eingebüßt hatte und zur Liebe gar nicht mehr fähig war.

Warum hatte Vito Barbaccia, der »Capo Mafia«, dieser Erzgauner, mir entgegen seiner Angewohnheit ausgerechnet das erzählt?

8

Hoffer hielt Wort und stellte uns für die Erkundungsfahrt einen Fiat zur Verfügung. Damit es uns nicht langweilig wurde, schickte er auch noch Rosa Solazzo mit. Seine Begründung war, daß wir harmloser wirken würden, wenn wir eine Frau mithätten, aber ich glaubte viel eher, daß er sie als Aufpasserin mitgeschickt hatte.

Die abschließende Besprechung am nächsten Morgen wurde ziemlich hastig abgewickelt. Er mußte geschäftlich nach Catania fliegen und wollte so früh wie möglich mit seiner Cessna starten, um rechtzeitig am Abend wieder zurück zu sein, damit er sich meinen Lagebericht anhören konnte.

Von der Schießerei in der Villa wurde kein einziges Wort erwähnt. Das fand ich recht interessant. Auf dem Rückweg hatte Burke mich gebeten, die Sache für mich zu behalten, weil er offenbar glaubte, ein seriöser Geschäftsmann wie Hoffer würde nicht gern etwas mit Gewalttätigkeiten zu tun haben. Aber Ciccio war schließlich dageigewesen und mußte zumindest die Schüsse gehört haben, obwohl auch er auf dem Rückweg ebenso phlegmatisch tat wie immer. Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß er die Sache nicht weitergemeldet hatte.

Wir folgten der normalen Route wie alle Touristen, die quer über die Insel nach Agrigento fahren, wenn sie ein wenig die Gegend genießen wollten. Wie geplant, hatte ich das Steuer übernommen, Burke saß neben mir, und Rosa Solazzo konnte es sich auf den Rücksitzen bequem machen.

In ihrem marineblauen Hosenanzug sah sie sehr attraktiv aus. Einen Kontrast dazu bildete die sehr weibliche Nylonbluse mit Rüschen. Hinzu kam noch ein rotes Seidentuch, das sie sich übers Haar gebunden hatte, und natürlich die unvermeidliche Sonnenbrille.

Sie versuchte gar nicht erst, Konversation zu machen, sondern las in einer Zeitschrift. Als ich in dem Dorf Misilmen,

etwa zehn Meilen von Palermo entfernt, anhielt, um Zigaretten zu kaufen, fragte ich sie, ob sie etwas brauche. Ihre einzige Antwort bestand aus einem stummen Kopfschütteln.

In ihrer Gegenwart konnten Burke und ich uns auch natürlich nicht ungestört unterhalten, aber er schien ohnehin nicht in der rechten Stimmung zum Reden zu sein, sondern lehnte finster und nachdenklich in seinem Sitz und erweckte den Eindruck, als hätte er die ganze Welt auf den Schultern zu tragen. Ich bemerkte wieder das leichte Zittern seiner Hände.

Zum erstenmal ertappte ich mich bei der Überlegung, ob er den Dingen, die vor uns lagen, wohl überhaupt gewachsen sein mochte. Andererseits hatte er bei dem Zwischenfall in der Villa bewiesen, daß er gegenüber früher nicht langsamer reagierte. Der Schuß, mit dem er den Jungen mit der Lupara erledigt hatte, war schwierig, und trotzdem hatte er genau getroffen. Aber abgesehen davon, waren schon die ersten Anzeichen eines Abstiegs bei ihm bemerkbar, und die Sache sah gar nicht gut aus. Vorläufig verscheuchte ich jedoch diese Gedanken und konzentrierte mich auf die Fahrt.

Die Frühjahrsernte war fast vorüber, die Orangen reiften in der warmen Sonne, und überall blühte es. Roter Mohn, Anemonen und an manchen Stellen blaue Schwertlilien breiteten sich wie ein Teppich aus, soweit das Auge blickte. Noch eine Woche, und der Sommer würde das Land mit eiserner Faust packen und trockenquetschen, bis die Hochebene nur noch eine verdurstende Wildnis war, ein karger Streifen Nordafrika, ein Land der Felsen, des Sandes und der Lava.

Je weiter wir uns von Palermo entfernten und ins Herz der Insel vorstießen, um so klarer wurde mir, wie wenig sich doch verändert hatte. Hier draußen war nichts von den Lambrettas und Vespas zu bemerken, die in der ländlichen Gegend rings um Palermo so häufig anzutreffen waren. Hier fuhr man durch eine mittelalterliche Landschaft, hier herrschte eine Armut, wie man sie in Europa nur noch an wenigen Stellen trifft.

Ein alter Bauer auf einem Esel kam vorüber, dann begegneten wir einer Reihe abgehärmter Frauen mit Körben auf den Köpfen, gekleidet in tristes Schwarz, als betrauertten sie ihr Dasein, die Rocksäume braun vom aufgewirbelten Staub. Ihre vorzeitig gealterten Gesichter bildeten ein erschreckendes Spalier, als wir vorbeifuhren.

Die Dörfer machten denselben Eindruck. Die meisten Häuser hatten keine Fenster, und die Tür war die einzige Quelle für Licht und Luft. Sie führte in eine dunkle Höhle, die in den meisten Fällen nicht nur von Menschen, sondern auch von Schweinen und Ziegen bewohnt wurde.

In den Dörfern waren fast nur Frauen, alte Männer und hagere, hungrig dreinschauende Kinder zu sehen, die in einer sterbenden Landschaft dahinvegetierten.

In einem solchen Ort hielt ich vor einer kleinen Trattoria an. Wir saßen an einem rohen Holztisch im Schatten eines Baums. Der Besitzer, ein uralter Mann mit weißem Haar, brachte uns eine Flasche Passito, die er eiskalt vom Grund seines Brunnens heraufgeholt hatte.

Es war etwa elf Uhr, wurde aber schon sehr warm. Als uns eine Schar Kinder mit toderntesten Gesichtern umringte, stieg uns der säuerliche Geruch ihrer ungewaschenen Körper in die Nasen.

»Gibt's denn hier keine Männer?« fragte Burke.

Er sah müde aus und schwitzte stark. Sein Hemd wies unter beiden Achseln große dunkle Flecken auf.

»Die meisten von ihnen sind ausgewandert«, antwortete ich. »Wie ich gehört habe, besteht in einigen Provinzen die Bevölkerung zu fünfundachtzig Prozent aus Frauen und Kindern.«

Er verzog angeekelt das Gesicht und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Was für ein verdammtes Land!«

Rosa Solazzo hatte sich zurückgezogen und das Örtchen aufgesucht, das hierzulande nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Toilette haben mochte. Sie kam gerade noch recht, um

seine letzte Bemerkung aufzuschnappen. Sie schien ihr nicht zu gefallen.

»Dies hier ist eins der ärmsten Gebiete in ganz Europa, Oberst Burke. Im Sommer herrscht hier dasselbe Klima wie in Nordafrika. Der Boden wird kaum genutzt, und die geringen Wasservorräte werden von der Mafia kontrolliert. Diese Leute werden in eine Welt ohne Hoffnung hineingeboren. Was bleibt ihnen denn sonst übrig, als nach einem Ausweg zu suchen?«

Es war vergebliche Liebesmüh – er würde sie doch nie verstehen. Die Leute, von denen sie sprach, waren ihr eigenes Volk – sie war eine von ihnen und hatte ihren Lebenslauf vermutlich in einem ganz ähnlichen Dorf wie diesem hier begonnen.

Burke lachte geringschätzig. »Sie zumindest scheinen ganz gut zurechtzukommen.«

Sie drängte sich durch die Kinderschar hindurch und stieg in den Fiat ein. Ich trank mein Glas leer, schüttelte den Kopf, als Burke sich noch einmal nachschenken wollte. »Das würde ich an deiner Stelle lassen. Dieser Passito ist ein Teufelszeug.«

Jetzt füllte er sein Glas natürlich erst recht bis an den Rand. Ich ließ ihm seinen Willen und setzte mich wieder ans Steuer. Dann holte ich meine Zigaretten hervor und bot Rosa eine an.

»Das vorhin tut mir leid, er begreift es nicht.«

Sie war erbittert und aufgebracht. »Sparen Sie sich Ihr Bedauern. Er sagte das wenigstens nur aus Unkenntnis, aber Sie und Ihresgleichen – Sie und Ihre Mafia – sind hauptsächlich dafür verantwortlich.«

Ich galt also als Mafioso? Ich wandte mich ab, da beugte sie sich vor und berührte meine Schulter. »Nein, ich bin auf ihn wütend und lasse es an Ihnen aus. Verzeihen Sie mir?«

Ich konnte nicht feststellen, was hinter ihrer dunklen Brille vorging. Glaubte sie, zu weit gegangen zu sein? Versuchte sie, etwas wieder gutzumachen – oder jagte ihr allein der Gedanke, Vito Barbaccias Enkel zu kränken, soviel Angst ein? Sollte es

ihr am Ende vielleicht wirklich leid tun?

Meine Antwort hätte auf jede dieser Möglichkeiten gepaßt:
»Schon gut.«

Burke war jetzt bei seinem dritten großen Glas. Er stand auf, trank aus und setzte sich abrupt wieder hm. Dann machte er ein erstauntes Gesicht.

»Haben Sie ihn vor dem Passito nicht gewarnt?« fragte Rosa.

»Er ist nicht in der rechten Stimmung für einen guten Rat.«

Sie begann schadenfroh zu lachen.

Wir gelangten allmählich ins Hochland, in die große, zerklüftete Einsamkeit rings um den Monte Cammarata, und der Berg selbst erhob sich über fünfzehnhundert Meter hoch in den Himmel.

Burke saß wie betäubt da. Rosa stützte ihre Arme auf die Lehne meines Sitzes, und wir unterhielten uns leise miteinander.

Wir bogen von der Hauptstraße ab und arbeiteten uns im Zickzack immer höher hinauf. Tief unter uns breitete sich das Tal aus. Das Land war eine Hölle auf Erden, die Heimat entlaufener Sklaven und Banditen seit den Zeiten der Römer.

Die Straße wurde schmaler, aber wir hatten sie für uns allein. Ich hielt mich dicht an der Felswand und kletterte langsam im zweiten Gang in einer Staubwolke hinauf. Die einzigen Lebewesen, denen wir begegneten, waren ein Schafhirt und seine Herde hoch oben hinter ein paar Pfirsichbäumen. Dann umrundeten wir eine Felsflanke und sahen Bellona nur noch hundert Meter vor uns liegen.

Viele Jahre lang hat sich die Landbevölkerung Siziliens wegen der ständig herrschenden Anarchie und Banditengefahr in Dörfern zusammengetan, die wesentlich größer waren als sonst irgendwo in Europa. Bellona gehörte zu den kleinen Orten, aber vielleicht durfte man in dem nur dünn bevölkerten Hochland nichts anderes erwarten.

Mehrere Straßen führten hinunter zu einem Dorfplatz. Nach dem Uringestank zu urteilen, handelte es sich hier hauptsächlich um offene Kloaken. Unbekümmert spielten magere Kinder im Dreck.

Ich hielt vor der Weinhandlung an. Im Schatten waren drei Holztische mit Bänken aufgestellt. Zwei Männer saßen da und tranken Rotwein. Einer von ihnen war alt, ein typischer Bauer in abgewetztem, dunklem Anzug. Sein Begleiter war da von ganz anderer Art, ein kleiner, stämmiger Mann von etwa vierzig Jahren mit einem bleichen Gesicht und dunklen, tiefliegenden Augen.

Es gibt etwas, woran man einen Mafioso erkennt: den eigenartigen Blick, das Fluidum der Autorität, eine Art Distanz gegenüber anderen. Dieser Mann mußte Gerda sein. Dessen war ich sicher, als er aufstand und zum Wagen kam.

»Was kann ich für Sie tun, Signor?« fragte er, während ich ausstieg und ihm entgegentrat.

Burke sah inzwischen richtig krank aus. Große Schweißtropfen liefen ihm übers Gesicht, und er hielt eine Hand fest gegen den Magen gepreßt.

»Wir sind unterwegs nach Agrigento«, sagte ich. »Einem meiner Mitfahrer ist nicht gut.« Er beugte sich vor und sah Burke und dann Rosa an. Ich fügte hinzu: »Sind Sie der Besitzer?«

Er nickte. »Ein Amerikaner?«

»Ein Ire. Er hat bei unserer letzten Pause eine Flasche Passito getrunken. Wollte sich nichts sagen lassen.«

»Touristen!« Er schüttelte den Kopf. »Wir bringen ihn hinein.«

Ich sagte zu Rosa: »Sie warten lieber hier draußen, Signorina. Kann ich Ihnen etwas besorgen?«

Sie zögerte, dann lächelte sie ein wenig. »Kaffee, und achten Sie darauf, daß das Wasser auch wirklich kocht.«

»Ich schicke Ihnen sofort meine Frau heraus, Signorina«,

sagte Gerda. »Vielleicht wollen Sie an einem der Tische Platz nehmen?«

Sie verließ den Wagen, während wir Burke zwischen uns nahmen. Im Haus stand eine Marmorthke mit vielen Sprüngen, davor ein halbes Dutzend Tische, dahinter war ein Gang. Gerda stieß eine Tür auf. Wir betraten ein kleines, überfülltes Schlafzimmer – offenbar sein eigenes. Wir legten Burke vorsichtig aufs Bett, dann lockerte ich seinen Schlips.

»In ein bis zwei Stunden hat er das Schlimmste überwunden«, sagte Gerda. »Ihm bleibt zwar ein gräßlicher Katzenjammer, aber Sie können weiterfahren. Ich bin gleich wieder zurück.«

Er verließ das Zimmer, wohl um sich um den Kaffee zu kümmern. Ich zündete mir eine Zigarette an und trat ans Fenster. Kaum eine Minute später ging die Tür wieder auf, und als ich mich umdrehte, lehnte er im Türrahmen, eine Hand hinter dem Rücken.

»Jetzt können wir uns unterhalten. Wer sind Sie?«

»Sie kapiieren schnell«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Kein vernünftiger Mensch, der nach Agrigento will, biegt von der Straße ab und fährt nur zum Spaß fünfzehn Kilometer über die mieseste Straße von ganz Sizilien.«

»Sie haben natürlich recht. Ich werde jetzt etwas aus meiner rechten Tasche holen, also schießen Sie nicht auf mich, es ist keine Waffe.«

Das blaue Tuch hatte bei ihm etwa dieselbe Wirkung wie eine Heiligenreliquie. Im ersten Augenblick dachte ich schon, daß er es küssen würde. Hinter seinem Rücken kam ein alter fünfundvierziger Colt hervor, vermutlich ein Überbleibsel aus dem Krieg. Er legte ihn auf eine Kommode.

»Sie kommen also vom Capo? Ich habe gleich gewußt, daß Sie zur Gesellschaft gehören, aber man kann sich da immer irren. Seltsam, daß wir uns noch nicht begegnet sind. Ich bin

jeden Monat geschäftlich für die Gesellschaft in Palermo.«

»Ich war ein paar Jahre fort, bin gerade erst zurückgekommen.« Ich beschloß, die volle Breitseite abzufeuern: »Ich bin der Enkel vom Capo.«

Seine Augen wurden groß. Nun glaubte ich ganz ehrlich, daß er einen Kniefall machen würde. »Aber natürlich, ich erinnere mich an Ihre Mutter, Gott hab' sie selig.« Er bekreuzigte sich. »Der Vater war Amerikaner, nicht wahr? Ich habe mir gleich gedacht, daß etwas an Ihnen nicht ganz sizilianisch ist. Was ist mit Ihrem Freund?«

»Er arbeitet mit mir zusammen, aber die Sache mit dem Passito stimmt.«

Er grinste. »Wir lassen ihn erst einmal in Ruhe. In der Küche ist es ohnehin kühler.«

Die Küche war ein großer, quadratischer Raum mit nur einem kleinen Fenster. Trotz des hellen Sonnenscheins draußen lag sie im Halbdunkel. Er stellte eine Flasche Wein auf den Tisch, füllte zwei Gläser und bot mir einen Stuhl an. Seine Frau huschte wie ein dunkler Schatten vom Ofen herbei, ein Tablett in den Händen, und verschwand durch die Tür.

»So, was führt den Enkel des Capo nach Bellona?«

»Serafino Lentini«, antwortete ich.

Er wollte gerade sein Glas an die Lippen führen, aber dann hielt er inne und setzte es wieder ab.

»Sie wollen also Serafino zwischen die Finger bekommen?« Er lachte. »Heilige Mutter Gottes, das möchte ich auch. Und der Capo hat Ihnen gesagt, Sie sollen mich besuchen? Das verstehe ich nicht. Unsere Gesellschaft ist jetzt schon seit fast zwei Jahren hinter Serafino her. Er hat uns eine Menge Ärger gemacht, aber die Leute in der Gegend gehen für ihn durch dick und dünn.« Er trank einen Schluck Wein und seufzte. »Sehr, sehr entmutigend.«

»Was will der Kerl eigentlich?« fragte ich. »Spielt er Giuliano? Oder Robin Hood?«

Er spuckte auf den Fußboden. »Serafino ist genau wie die anderen auch. Er will vorwärtskommen. Aber ab und zu tut er den Schafhirten einen kleinen Gefallen oder er bewahrt eine alte Frau davor, verjagt zu werden, und deshalb benehmen sich alle, als ob aus seinem Hintern die Sonne scheint. Vor sechs Monaten hat er in der Nähe von Frentim den Linienbus aufgehalten, der die Lohngehälter für eine Genossenschaft mithatte. Er hat auf den Fahrer und einen Bankangestellten geschossen. Der Fahrer ist zwei Tage später gestorben.«

»Wirklich ein harter Bursche«, bemerkte ich.

»Nur wild«, sagte er. »Er wird nie erwachsen. Man darf nicht vergessen, daß die Polizei ihm in jüngeren Jahren schwer zugesetzt hat. Er hat ein Auge verloren. Ich persönlich glaube, das hat er nie überwunden. Aber was wollen Sie von ihm?«

Ich erzählte ihm soviel, wie er unbedingt wissen mußte. Als ich fertig war, schüttelte Gerda den Kopf. »Das ist verrückt. Es gibt gar keine Möglichkeit, in die Nähe von Serafino zu kommen. Hier, ich zeig's Ihnen.«

Er öffnete eine Schublade und holte eine sehr gute Generalkarte der Gegend hervor. Sie zeigte die ganze Umgebung des Monte Cammarata in allen Einzelheiten.

»Hier hält sich Serafino im Augenblick auf.« Er deutete auf einen Punkt auf der Karte jenseits des Berges, etwa vierhundert Meter unterhalb des Gipfels. »Dort oben steht neben einem Bach eine Schäferhütte. Sein dauernder Aufenthalt, wenn er nicht gerade wieder auf der Flucht ist.«

Ich konnte meine Überraschung nicht verhehlen. »Sind Sie sicher?«

Er lächelte betrübt. »Ich will Ihnen nichts vormachen. Auch wenn man weiß, wo sich Serafino aufhält, hat man ihn noch lange nicht geschnappt. Jeder Schäfer oben am Berg verehrt ihn, jeder einzelne Ziegenhirt. Sie haben von einem Gipfel zum anderen ein System von Signalen eingerichtet, über das er genau erfährt, wann jemand kommt, auch wenn derjenige noch

drei oder vier Stunden entfernt ist. Ich habe versucht, ihn mit bergerfahrenen Leuten aus der Umgebung zu fassen. Es ist uns nie gelungen.«

»Wieviele Leute hat er bei sich?«

»Im Augenblick drei: die Brüder Vivaldi und Joe Ricco.«

Ich sah mir die Karte genau an, dann bat ich ihn, mir die Gegend ausführlich zu beschreiben. Ich brauchte mir keine Notizen zu machen, schließlich tat ich so etwas nicht zum erstenmal.

Als er fertig war, nickte ich und faltete die Karte zusammen.
»Kann ich sie behalten?«

»Natürlich. – Es ist Ihnen doch jetzt klar, daß es nicht geht?«

»Im Gegenteil.« Ich lächelte. »Ich bin jetzt viel zuversichtlicher als zuvor. Ich glaube, ich gehe ein bißchen spazieren, ich muß mich ein wenig umsehen. Bis später.«

In der Tür zur Straße blieb ich halb geblendet vom plötzlichen grellen Sonnenlicht stehen und setzte meine Sonnenbrille auf. Rosa saß am ersten Holztisch gleich neben dem Wagen, das Tablett vor sich. Sie war nicht allein. Die beiden Kerle, die sie umlungerten, waren typisch für die jungen Männer, die man hier in der Gegend manchmal noch findet. Das harte Leben hatte ihre Gesichter faltig werden lassen, ihre Kleidung war schäbig und geflickt, die Stiefel zerrissen, dazu trugen sie Stoffmützen, die überall anders in Europa längst aus der Mode gekommen waren.

Rosa saß steif aufgerichtet da, rauchte eine Zigarette und starrte ins Leere. Einer von ihnen sagte etwas. Ich verstand es nicht, aber sie schüttete ihm den Rest ihres Kaffees ins Gesicht.

Für einen sizilianischen Mann ist eine Frau nur zu seinem Vergnügen und zum Gehorchen da. Unvorstellbar, sich von einer solchen Frau öffentlich beschämen zu lassen. Einige der neugierigen Kinder lachten, da griff er wütend über den Tisch und riß sie hoch. Die Rechte hatte er schon zum Schlag erhoben.

Ich packte ihn bei der Schulter und drehte ihn herum. Wir starrten einander eine ganze Weile an, sein Gesichtsausdruck änderte sich bereits, bevor ich ihm den Handrücken ins Gesicht schlug. Ich sagte kein Wort. Er hob seine Hand an die Wange, und sein Freund zupfte ihn am Ärmel. Im Rückwärtsgang, mit ausdruckslosen Gesichtern, zogen sie sich ein paar Schritte zurück, dann machten sie kehrt und rannten davon.

Rosa trat neben mich und knöpfte ihre Jacke zu. »Und was hätten Sie gemacht, wenn beide gemeinsam auf Sie losgegangen wären? Geschossen?«

»Sie sind ja nicht auf mich losgegangen«, erklärte ich.

»Nein, Sie haben recht: Die beiden waren klug genug, sich nicht mit der Mafia anzulegen.«

»Und woher hätten sie das wissen sollen?«

»Spielen Sie doch nicht Verstecken mit mir, Mr. Wyatt. Haben Sie neuerdings einmal vor einem Spiegel gestanden? Sie tragen ganz deutlich den Stempel ›Mafioso‹ im Gesicht. Jeder kann's sehen: die Selbständigkeit, die Macht, die stille Arroganz. Sie haben mit dem armen Kerl ja nicht einmal geredet. Das war für ihn das Erniedrigendste.«

»Für Sie – oder für ihn?« Ich drängte ihre bereits erhobene Hand zur Seite. »Arme Rosa. Sie tragen Wäsche und Kleider aus London und Paris und werden dabei doch Ihre Schuldgefühle nicht los. Warum? Haben Sie vielleicht Geschwister, die immer noch so leben wie diese hier?«

»So ungefähr.« Sie nickte. »Sie kommen sich sehr schlau vor, nicht wahr, Mr. Wyatt?«

»Stacey«, sagte ich. »Nennen Sie mich Stacey. Und jetzt gehen wir spazieren.«

Hinter dem Dorf fanden wir einen leicht geneigten Wiesenhang, der sanft hinaufführte zum ersten Felsgrat, zu dem dunklen Waldstreifen dahinter – und dann erhob sich nur noch nackter Fels bis hinauf zum Gipfel, der in der Hitze flimmerte.

Ich hatte den Feldstecher aus dem Wagen mitgenommen und

breitete die Karte, die Gerda mir gegeben hatte, auf dem Boden aus. Sorgfältig verglich ich das Gelände mit den Eintragungen.

»Ist es möglich?« fragte sie, als ich die Karte wieder zusammenfaltete und den Feldstecher ins Futteral schob.

»Ich denke schon.«

»Aber Sie wollen mir nicht sagen, wie?«

»Ich dachte, Sie sind nur wegen der Fahrt mitgekommen?«

Ihre harte Faust traf meine Schulter. »So wie Sie hat mich noch kein anderer Mann in Rage gebracht.«

»Gut«, sagte ich. »Und jetzt denken wir nur noch daran, wie hübsch es hier ist. Wir werden den Nachmittag wie ein sorgloses Liebespaar verbringen und einander schmeichelhafte Lügen sagen.«

Sie warf den Kopf zurück und lachte. Aber als ich dann nach ihrer Hand faßte, entzog sie sie mir nicht.

Auf den Hängen fanden wir Blumen mit großen, gelben Köpfen, Kreuzkraut, wilde Orchideen und silbrig-blauen Enzian. Wir gingen etwa eine Stunde spazieren, dann legten wir uns in eine sonnenwarme Mulde, rauchten und unterhielten uns.

Ich hatte recht. Ihr Leben hatte in einem Dorf in der Provinz Messina begonnen, das Bellona sehr ähnlich sah. Ein Onkel mütterlicherseits, ein Witwer, hatte ein kleines Cafe in Palermo. Seine einzige Tochter war gestorben. Er brauchte an ihrer Stelle jemanden, der ihm im Geschäft half, und kein Sizilianer würde daran denken, einen Fremden hineinzunehmen, wenn es eine geeignete Person in der Familie gab.

Mit achtzehn Jahren hatte sie den schon älteren Eigentümer eines ähnlichen Geschäfts geheiratet, der ihr den Gefallen tat, schon ein Jahr später zu sterben.

Mein Eindruck war, daß Hoffer in diesem Cafe verkehrt und ein Auge auf sie geworfen hatte, aber mit Einzelheiten wollte sie nicht herausrücken. Wichtig war nur, daß es ihr gelungen

war, das zu werden, was er sich wünschte: eine gebildete Dame von Welt. Und das war sicherlich trotz ihres Mutes und ihrer Intelligenz nicht sehr einfach.

Danach bombardierte sie mich ihrerseits mit einigen Fragen, die ich zu meinem eigenen Erstaunen sogar beantwortete. Etwas Wichtiges erzählte ich ihr natürlich nicht. Dann unterlief ihr ein Fehler.

»Es ist unglaublich«, sagte sie. »Sie wirken beinahe menschlich. Man kann sich kaum vorstellen, daß Sie jemanden so skrupellos umbringen können wie gestern abend.«

»Sie wissen es also?« fragte ich. »Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Oberst Burke natürlich.« Die Antwort entschlüpfte ihr, ohne daß sie es wollte. »Ich war dabei, als er es Karl erzählte.«

War denn die ganze Welt verrückt? dachte ich und mußte laut lachen. Sie fragte mich, was denn daran so komisch sei.

»Das Leben«, antwortete ich. »Es ist ein einziger, großer Witz.«

Ich drängte sie ins Gras zurück und küßte sie. Sie lag da und sah zu mir empor mit unbewegter Miene und ausdruckslosen Augen. Sie wehrte sich nicht im geringsten, als ich ihr die Bluse aufknöpfte. Ich spürte weich die Haut unter meinen Fingern, und ich bemerkte die winzigen Schweißtröpfchen auf ihrer Stirn.

Ich küßte sie weg und lachte. »Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Hosenanzug seit der Abschaffung des Keuschheitsgürtels der beste Schutz für weibliche Tugend ist. Ein fast unüberwindliches Problem.«

»Nicht ganz«, sagte sie.

»Nein, nicht ganz.«

Ich küßte sie wieder. Diesmal legte sie mir die Arme um den Hals und zog mich an sich. Sie war wirklich sehr begehrenswert, nur leider durch und durch falsch.

Wir kehrten auf einem anderen Weg ins Dorf zurück. Von hier oben hatte ich einen Blick in den von einer Mauer eingefassten Garten hinter der Weinhandlung. In der Scheune parkte ein roter Alfa Romeo, und davor standen zwei Männer und unterhielten sich. Ich holte den Feldstecher heraus und erkannte in ihnen Gerda und Marco Gagini.

Rosa war schon ein Stück vorausgegangen und pflückte wilde Feldblumen. Ich sagte ihr nichts von meiner Beobachtung und schwieg auch gegenüber Gerda, als wir seinen Weinladen wieder erreichten.

Burke war inzwischen auf den Beinen und tat furchtbar gekränkt. Für die Rückfahrt verstaute ich ihn im Fond, und Rosa setzte sich neben mich.

Für die ersten hundert Meter beherrschte er sich, aber dann explodierte er. »Verdammt noch mal, erfahre ich denn gar nichts mehr? Was hast du entdeckt?«

»Wo Serafino sich aufhält.«

»Und können wir rankommen?«

»Ich denke schon. Erinnerst du dich an den Einsatz in Lagona?«

»Wo wir mit Fallschirmen abgesprungen sind, um die Nonnen herauszuholen?« Er legte die Stirn in Falten. »Soll das ein Vorschlag sein?«

»Es ist die einzige Möglichkeit«, sagte ich. »Kannst du die Ausrüstung besorgen?«

Er nickte. »Kein Problem. Ich lasse sie morgen aus Kreta herüberfliegen. Aber bist du deiner Sache wirklich sicher?«

»Du erfährst es genauer, sobald wir zurück sind. Willst du jetzt nicht lieber ein wenig schlafen?«

Er lachte mißmutig. »Schlafen? Ich werde nie wieder schlafen.«

Er sank in seiner Ecke zusammen. Ich lenkte den Fiat um die erste Kurve und wirbelte eine gewaltige Staubwolke auf. Als ich in den Rückspiegel sah, mußte ich lächeln.

Am Spätnachmittag waren wir wieder in Palermo. Ich erinnerte Burke daran, daß noch etwas zu erledigen sei, bevor wir in die Villa zurückkehrten. Wir besuchten Hoffers Bank, präsentierten seinen Scheck und wandelten ihn in einen Wechsel um, gezogen auf eine Schweizer Handelsbank, deren Anschrift ich angab. Dann deponierten wir den Wechsel im Banksafe mit der Maßgabe, daß er nur mit meiner Unterschrift und bei Vorlage eines Schlüssels, den wir bekamen, herausgegeben werden durfte.

Burke war ganz und gar nicht zufrieden. Das lag hauptsächlich daran, daß ich ihn dazu gedrängt hatte. Das mochte er nie. Der Bankangestellte gab mir für den Wechsel einen großen, braunen Umschlag. Ich schob ihn hinein und ließ Burke seinen Siegelring darauf drücken. Danach fühlte er sich offenbar etwas wohler. Ich sagte ihm, den Schlüssel könne er ebenfalls behalten. Er verstaute ihn sorgfältig in seiner Brieftasche.

Aus irgendeinem Grund machte er noch immer keinen zufriedenen Eindruck. Das war ganz nach meinem Geschmack.

9

Als wir in die Villa zurückkehrten, war Hoffer noch nicht wieder da. Rosa zog sich zurück, weil sie baden wollte. Genau das hatte ich auch vor, aber Burke schien wieder zum Leben zu erwachen.

»Du solltest lieber eine Tasse Kaffee trinken und duschen, bevor Hoffer zurückkommt«, sagte ich zu ihm. »Wenn er dich in diesem Zustand erblickt, kommen ihm vielleicht Bedenken, daß er auf das falsche Pferd gesetzt hat.«

Damit erzielte ich eine gewisse Wirkung. »Zum Teufel mit Hoffer! Er braucht mich, und er weiß das verdammt genau. Und jetzt will ich erfahren, was los ist. Was hast du heute herausgefunden?«

Ich tat ihm den Gefallen und begleitete ihn durch die Halle hinaus auf die Terrasse. Pete und Legrande saßen Karten spielend an einem Tisch. Zwischen sich hatten sie eine Flasche stehen.

Pete sprang auf, sobald er Burke erblickte.

»Gott sei Dank!« rief Legrande. »Hier ist es den ganzen Tag über so lebhaft wie auf einem Friedhof zugegangen. Wann geht's denn endlich los?«

»Früh genug.« Burke lächelte Pete flüchtig zu und drückte seinen Arm. »Sei ein guter Junge und bring uns Kaffee. Dann kommen wir gleich zur Sache.«

Pete machte sich sofort auf den Weg. Burke nahm seinen Platz ein, stellte das Tablett mit Flaschen und Gläsern auf den Boden und sah zu mir auf. »So, Stacey, raus damit.«

Ich faltete die Karte auseinander, die Gerda mir gegeben hatte, und breitete sie auf dem Tisch aus. Zuerst wiederholte ich meine Unterhaltung mit dem Bürgermeister, dann zeigte ich ihnen die Stelle, wo Serafino sich aufhalten sollte.

Pete kam mit einem der Hausdiener zurück, der auf einem Tablett den Kaffee brachte. Nach zwei Minuten hatte ich ihnen

das Terrain beschrieben und erläutert, wie ich das Problem zu lösen gedachte.

Legrande machte ein finsternes Gesicht. Er hatte sowohl in Indochina als auch später in Algerien bei den Fallschirmjägern gedient und in diesen Dingen sicherlich noch mehr Erfahrung als Burke.

»Die Sache gefällt mir nicht«, sagte er. »Ein nächtlicher Absprung in einer solchen Gegend ist halsbrecherisch. Es braucht sich nur einer einen Knochen zu brechen, dann stecken wir in der Patsche.«

»Es ist aber die einzige Möglichkeit«, sagte ich. »Ansonsten können wir auch gleich einpacken und nach Hause fahren.«

»Stacey hat recht«, erklärte Burke energisch. »Es bleibt uns nichts anderes übrig. Und jetzt zu den Einzelheiten.«

Ich stand auf. »Macht das ohne mich«, sagte ich. »Ich gehe aus.«

Er sah mich stirnrunzelnd an. »Sei doch nicht albern. Eine solche Sache muß man richtig organisieren.«

»Das ist deine Aufgabe. Du führst doch angeblich das Kommando. Ich habe den ganzen langen, heißen Nachmittag über für dich das Gelände erkundet, während du flach auf dem Rücken gelegen hast, vollgetankt bis an die Ohren.«

Ich stützte mich auf den Tisch. Das war unser erster Zusammenstoß vor anderen. Aber es war fast, als seien Pete und Legrande überhaupt nicht vorhanden – als seien wir beide ganz allein. Er machte ein Gesicht, als begreife er nicht ganz, und in seinen Augen stand fast so etwas wie Schmerz.

Ich wußte, daß er mich fragen wollte, warum ich das tat. Aber er sagte nur ruhig: »In Ordnung, Stacey. Wie du willst.«

Dann wandte er sich wieder der Karte zu. Ich richtete mich auf. Legrande wirkte vollkommen verwirrt, aber Pete war bleich geworden und funkelte mich wütend an. Ich kümmerte mich um keinen der beiden und ging.

Ich duschte, dann schlüpfte ich in meinen alten Bademantel, ging ins Schlafzimmer zurück und rieb mir das Haar trocken. Genau in diesem Augenblick flog die Tür auf, und Pete Jaeger trat ein.

Er schlug die Tür krachend zu und funkelte mich an. »Was zum Teufel wird da gespielt? Du hast ihn vor uns allen beschämt. Ihn, der mehr für dich getan hat als sonst jemand auf der Welt.«

»Ich will dir mal sagen, was er für mich getan hat«, antwortete ich. »Er hat mir dreierlei beigebracht: Wie man einen Feind aus dem Hinterhalt anstatt von Angesicht zu Angesicht erschießt; wie man tötet, statt nur zu verwunden; und daß eine Kugel in den Rücken immer besser ist als eine von vorn. Eine tolle Ausbildung! Natürlich gab's da noch ein paar Kleinigkeiten am Rande, aber die spielen keine große Rolle.«

»Du verdankst ihm doch alles.« Pete war ganz außer sich. »Er hat dich zweimal gerettet. In Lagona haben wir ausgemacht, daß keine Verwundeten mitgenommen werden, aber was hat er getan, als es soweit war und es dich am Bein erwischt hat?«

»Schön, er hat befohlen, daß man mich wegträgt. Ich möchte zu gern wissen, warum.«

»Verdammter Schweinehund!« Sein südafrikanischer Akzent war jetzt deutlicher. »Er ist immer noch dreimal soviel wert wie du. Du kannst ihm nicht einmal das Wasser reichen.«

In gewisser Weise tat er mir leid. Ein guter Teil seiner Wut entsprang vermutlich reiner Eifersucht. Mir war jetzt ganz klar, wie sehr er an Burke hing, und wahrscheinlich hatte er mich immer nur schweigend toleriert. Ich war von Anfang an mit Burke zusammen, und er hatte schon recht: Normalerweise hätten sie mir eine Kugel in den Kopf schießen müssen, wie es das harte Gesetz der Söldner befahl, damit ich den Simbas nicht lebend in die Hände fiel. Aber Burke hatte befohlen, daß

man mich hinausschleppte. Für Pete war das sicher so angenehm gewesen wie Glasscherben im Magen.

»Na los, geh schon«, sagte ich. »Geh hin und streiche ihm über die sorgenvolle Stirn, oder was immer ihr sonst während der Nachtwache miteinander treibt.«

Er schlug hart zu. Wenn er mich getroffen hätte, wäre mir wohl der Kopf von den Schultern geflogen. Aber ich wich ihm aus und machte rücklings eine Rolle übers Bett. Ich wußte, daß ich in einem fairen Faustkampf keine große Chancen hatte. Da er die letzten Monate nicht im Gefängnis verbracht hatte, war er besser in Form als ich, und außerdem schwerer.

Er hechtete übers Bett und versuchte mich zu packen. Aber dabei verwickelte er sich im Bettlaken und fiel aufs Gesicht. Ich trat nach seinem Kopf, erreichte damit aber nicht viel, weil ich barfuß war, aber immerhin gelang es mir, ihn für einen Augenblick abzuschütteln. Als er wieder auf die Beine kam, hielt ich meinen Revolver in der Hand.

»Bei Gott, jetzt geb' ich's dir aber, Wyatt.«

Er wollte sich auf mich werfen, aber da schoß ich ihm das linke Ohr läppchen ab. Er schrie auf wie eine Frau und hob die Hand an den Kopf. Zwischen den Fingern sickerte ihm Blut durch. Er starrte mich voller Entsetzen an. Dann flog die Tür auf, und Legrande erschien. Eine Sekunde später wurde er beiseite gestoßen, und Burke kam mit der Waffe in der Faust herein.

Er trat blitzschnell zwischen uns, das muß ich ihm lassen. »Zum Teufel, was geht hier vor?«

»Hol lieber deinen verdammten Gigolo hier raus, wenn du ihn in einem Stück behalten willst«, sagte ich. »Diesmal habe ich ihn nur angekratzt, aber das nächstemal jage ich ihm genauso gern zwei Stückchen Blei in den Bauch, damit er sich beim Sterben schön Zeit lassen kann.«

Meine Wut war zu mindestens neunzig Prozent nur gespielt, doch ich zitterte sogar ein wenig mit der Revolverhand. Die

Gesamtwirkung, die ich bei Burke damit erzielte, war bemerkenswert. Die Haut spannte sich über seinen Backenknochen, in seinen Augen flackerte etwas auf, und für eine Sekunde sah mich blanker Haß an.

Ich glaube, daß es genau dieser Augenblick war, in dem mir endgültig klar wurde, daß wir miteinander fertig waren. Daß alles, was jemals zwischen uns beiden gewesen war, zu Staub und Asche geworden war.

Er ließ den Revolver sinken, drehte sich um und packte Pete beim Arm. »Laß mich mal lieber nach der Wunde sehen.«

Sie gingen ohne ein weiteres Wort. Legrande zögerte und sagte langsam: »Hör mal, Stacey, vielleicht sollten wir doch mal ein Wort miteinander reden.«

Ich hatte ihn noch nie so besorgt gesehen. »Los, hau schon ab«, sagte ich. »Ich finde euch alle zum Kotzen.«

Ich schob ihn auf den Flur hinaus und schlug die Tür zu. Dabei hatte ich alle Mühe, nicht laut herauszulachen. Sollte jetzt tatsächlich der liebe Stacey den wilden Mann spielen? Sollten sie doch selbst sehen, wie sie damit zurechtkamen.

Erst später, als ich allein in meinem stillen Zimmer stand, entdeckte ich, daß meine Hand tatsächlich zu zittern begann. Ich warf den Smith & Wesson aufs Bett und zog mich rasch an.

Ich hatte die Schlüssel des Fiat behalten. Als ich auf den Hof hinausging, stand er immer noch da. Ich stieg ein. Da kam Legrande herbei und öffnete die andere Tür.

»Ich muß mit dir reden, Stacey. Ich weiß nicht mehr recht, wohin ich gehöre.«

Ich schüttelte den Kopf. »Da, wo ich hinfahre, bist du sicher nicht willkommen.«

»Dann wenigstens bis zum Dorf, dort ist ein Cafe. Wir können einen Schluck miteinander trinken.«

»Wie du willst, aber viel Zeit habe ich nicht.«

Er stieg ein, dann fuhr ich los. Er zündete sich eine seiner

unvermeidlichen Gauloises an und lehnte sich zurück. Sein hartes Bauerngesicht wirkte starr und düster. Jetzt sah er aus wie ein Baske, aber das war nicht überraschend, da er schließlich aus einem Dorf gleich an der Grenze nach Andorra kam.

Er war ein verschlossener Mann und konnte töten wie kaum ein anderer – aber nicht aus Instinkt, wie ich glaubte. Er war von Natur aus nicht grausam, und ich hatte erlebt, wie er im Kongo ein kleines Kind zwanzig Meilen weit durch schwierigstes Gelände schleppte, weil er es nicht sterben lassen wollte. Die Zeit hatte wohl das aus ihm gemacht, was er war. Als Mitglied der Widerstandsbewegung hatte er im Krieg mit vierzehn Jahren den ersten Menschen getötet. Später folgten dann die Jahre blutiger Kämpfe in den Sümpfen Indochinas, die Niederlage von Dien Bien Phu und nachher ein Gefangenenerlager des Vietcong.

Ich fragte mich manchmal, wofür er lebte, und als wir uns in dem kleinen Cafe bei Kerzenlicht gegenübermaßen, wirkte er alt und verbraucht, ein Mann, für den im Leben nichts mehr zu tun blieb.

Er trank seinen Brandy aus und bestellte sich einen neuen.

»Was stimmt eigentlich nicht zwischen dir und dem Oberst, Stacey?«

»Das wollte ich dich fragen.«

Er schüttelte den Kopf. »Er ist anders geworden. Erst in diesen letzten sechs Monaten hat er sich geändert. Weiß der Himmel, warum, aber es steht fest, daß irgend etwas an ihm frißt.«

»Ich kann dir nicht helfen«, sagte ich. »Ich tappe ebenso im dunkeln wie du. Vielleicht kann es dir Pete sagen. Die beiden scheinen ja dicke Freunde zu sein.«

Er war überrascht. »Das geht doch schon seit Jahren so, seit Kasai. Ich habe gedacht, du weißt das.«

Ich lächelte. »Ich glaube schon eine ganze Weile nicht mehr

an Bilderbuchhelden. Seit wann trinkt er?«

»Das ist mit der allgemeinen Veränderung gekommen, und insgeheim säuft er sogar. Mir gefällt das nicht. Glaubst du, er ist dieser Sache hier gewachsen?«

»Das werden wir erst wissen, wenn es soweit ist.« Ich trank aus und stand auf. »Muß jetzt gehen, Jules. Findest du den Rückweg?«

Er nickte und sah mich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. »Vielleicht ist er wie ich, Stacey. Vielleicht ist er nur einfach zu lange am Leben geblieben. Manchmal habe ich das Gefühl, daß ich überhaupt kein Recht mehr habe, hier zu sein – verstehst du das? Wenn man lange genug solchen Gedanken nachhängt, verliert man jeden Sinn für die Wirklichkeit.«

Seine Worte verfolgten mich, als ich zum Fiat hinausging und wegfuhr.

Der Bechstein-Flügel klang besser denn je. Ich wartete auf das Erscheinen meines Großvaters. Zuerst versuchte ich es mit einem Stück von Debussy, danach mit drei kurzen Sätzen aus Ravels Sonatine. Danach packte mich der Ehrgeiz. Ich blätterte in Noten und arbeitete mich durch Bachs Präludium und Fuge in S-Moll. Herrliche unterkühlte Musik, die trotzdem wunderbar klang, selbst wenn meine Technik im Laufe der Jahre ein wenig nachgelassen hatte.

Ich war fertig, aber er war immer noch nicht erschienen. Da ging ich nachsehen und sah ihn zu meiner Überraschung mit einer Flasche und zwei Gläsern vor sich auf der Terrasse sitzen.

»Ich wollte dich nicht stören«, sagte er. »Ich habe von hier aus zugehört. Klang gut.«

»Aus der Entfernung.«

Er lächelte und schenkte mir ein. Es war ein ausgezeichneter Marsala. Nicht gerade einer meiner Lieblingsweine, aber das

hätte ich um nichts in der Welt gesagt, denn plötzlich herrschte ohne ersichtlichen Grund zwischen uns eine vertraute Stimmung. Es war etwas sehr Echtes, das ich nie verlieren wollte.

»Wie bist du in den Bergen zurechtgekommen?« fragte er mich.

»Hat Marco dir denn nicht berichtet? Ist er noch nicht zurück?«

Er brachte einen Ausdruck leisen Erstaunens zustande, der aber auf mich nicht den geringsten Eindruck machte. »Marco war, wie jeden Freitag, den ganzen Tag in Palermo. Für uns ist es der anstrengendste Tag der ganzen Woche. Da müssen Rechnungen geprüft und Banksachen erledigt werden. Du weißt doch, wie es im Geschäft ist.«

Ich lächelte. »Schön, bleiben wir bei deinen Spielregeln. Ich habe mit Gerda gesprochen. Er sagte mir, wo Serafino nach seiner Meinung stecken müßte. Aber wie man ihn dort fangen soll, das steht auf einem anderen Blatt – wo auf jedem Berggipfel ein Schafhirt für ihn Wache hält. Möglich ist es.«

»Darf man fragen, wie?«

Ich erklärte es ihm.

Er runzelte die Stirn. »Hast du so etwas schon einmal gemacht?«

»Ach ja, ich bin recht geübt darin.«

»Aber im Finstern in eine solche Gegend abzuspringen, das klingt doch ungewöhnlich gefährlich?«

»Schon möglich, aber es geht.«

»Warum, Stacey? Warum tust du so etwas? Weshalb führst du dieses Leben?«

»Schließlich geht es doch um Geld.«

Er schüttelte den Kopf. »Das hatten wir schon einmal – es genügt mir nicht. Nein, wenn ich dich ansehe, dann sehe ich mich selbst, wie ich vor vierzig Jahren war. Man sieht dir deutlich den Mafioso an.«

»Damit willst du wohl sagen, daß mir das Spielchen Spaß macht«, erklärte ich. »Es ist ein grausames und blutiges Spiel, aber alles, was ich habe. Das Spiel – und Burke.«

Ich stand auf und trat an den Rand der Terrasse. Da sagte er leise: »Du magst ihn nicht?«

»Es geht noch tiefer. Alles, was ich bin, habe ich ihm zu verdanken, das sagen mir die Leute so oft, daß ich es schon nicht mehr hören kann.« Ich drehte mich zu ihm um. »Er hat mir beigebracht, daß man, wenn man schon töten muß, genausogut von rückwärts wie von vorn schießen kann. Daß es nichts ausmacht. Aber das stimmt nicht.«

Ich wünschte mir verzweifelt, daß er mich verstehen möge, das war mir wichtiger als je etwas anderes zuvor.

»Ohne gewisse Regeln geht es nicht – nichts hat Sinn. Mit diesen Regeln hat man wenigstens noch etwas, woran man sich halten kann.«

Er nickte, und ein leises Lächeln spielte um seine Mundwinkel. »Hast du das auch aus diesem Loch mitgebracht, Stacey?«

»Ich denke schon.«

»Dann hat es sich gelohnt.« Er nahm eine Zigarre aus der Kiste.

»Jetzt sei ein guter Junge und spiel mir noch einmal das Lieblingsstück deiner Mutter.«

In der Musik lag etwas von Vollkommenheit, und sie stand wieder lebend neben mir. Das Leben in all seiner Traurigkeit und Schönheit war in einem einzigen Augenblick eingefangen, der nie zu enden schien.

Als ich aufhörte, liefen mir Tränen über die Wangen.

Hoffer war wieder da, als ich in die Villa zurückkehrte. Im Salon schien eine Art Kriegsrat zu tagen. Burke machte einen völlig anderen Eindruck. Er hatte sich rasiert und trug ein Khakihemd mit Schulterstücken, in dem er wie ein richtiger Soldat wirkte.

Aber die Veränderung ging noch tiefer. Von ihm ging eine Forschheit und Autorität aus, wie ich sie seit meiner Rückkehr nicht mehr erlebt hatte.

Als ich eintrat, hob er den Kopf von der Landkarte und sagte ruhig: »Da bist du ja, Stacey. Ich habe gerade alles mit Mr. Hoffer durchgesprochen.«

Pete hielt sich im Hintergrund, einen dicken Schnellverband am linken Ohr. Legrande stand neben ihm. Der Südafrikaner sah mich nicht an, als ich zum Tisch trat.

»Eine verteuft gute Idee«, sagte Hoffer und rieb sich die Hände. »Oberst Burke hat mir erklärt, daß es Ihr Vorschlag ist.«

Burkes Stimme klang nüchtern und farblos. »Die Schwierigkeit besteht darin, an Serafino heranzukommen, bevor er merkt, daß wir in der Nähe sind. Wenn wir recht unterrichtet sind, liegt sein Lager in einer Höhe von rund dreizehnhundert Metern am Osthang des Bergs. Wir müssen also nachts über einem Plateau etwa dreihundert Meter unterhalb des Gipfels auf der westlichen Seite abspringen.«

»Und dann gehen Sie hinüber und schnappen ihn sozusagen in Unterhosen?«

Das war nicht sehr geschmackvoll von Hoffer, aber Burke nickte. »Wir sollten spätestens im Morgengrauen den Gipfel hinter uns haben. Auf der anderen Seite liegt etwa dreihundert Meter weiter unten ein Waldstreifen. Soviel ich weiß, Eichen, Birken und ein paar Nadelbäume. Wenn wir den erst einmal erreicht haben, können wir das letzte Stück in guter Deckung zurücklegen.«

Hoffer schien wirklich aufgeregt zu sein, als er die Karte betrachtete. »Wissen Sie was? Zum erstenmal glaube ich wirklich daran, daß es eine Chance gibt. Darauf sollten wir alle ein Glas trinken.«

»Ein andermal, wenn Sie nichts dagegen haben«, sagte ich. »Ich möchte gern früh zu Bett gehen. Es war ein sehr langer

Tag.«

Er nahm das recht freundlich auf, und da mich niemand drängte zu bleiben, verabschiedete ich mich und ging in mein Zimmer hinauf. Ich legte mich ins Bett, konnte aber natürlich nicht schlafen. So lag ich da und hatte die Fenstertüren wegen der Hitze weit geöffnet. Ein leichter Schauer ging nieder.

Und dann kam Rosa.

Sie zog ihren seidenen Kimono aus. »Siehst du – kein Hosenanzug.«

Als sie neben mir ins Bett schlüpfte, zitterte sie, aber ich war nicht ganz sicher, ob vor Verlangen oder Kälte. Es war mir auch gleichgültig, ob sie aus eigenem Antrieb oder auf Hoffers Anweisung gekommen war. Jedenfalls war es nett, im Dunkeln dazuliegen und sie in meinem Arm zu spüren und dem Regen zu lauschen.

10

Wie ich später erfuhr, ging Burke überhaupt nicht zu Bett. Statt dessen flog er mit der Cessna nach Kreta, um ein paar Sachen zu holen, die wir brauchten. Am Samstagmorgen, kurz vor elf, war er wieder zurück.

Da der Sonntag ein traditioneller Ruhetag ist, gab es wohl kaum einen geeigneteren Augenblick, Serafino zu über-rumpeln. Das bedeutete, daß wir in der nächsten Nacht los mußten. Daß wir fast Vollmond hatten, gefiel Burke gar nicht, aber jetzt, wo die Sache ins Rollen gekommen war, wurde er ungeduldig, platzte fast vor Energie, rannte hin und her und überprüfte alles.

Wir benutzten einen kleinen Privatflugplatz, nicht weit von der Villa entfernt. Eigentlich war es eine Weide mit einem Hangar, der für die Cessna kaum groß genug war.

Es war das Modell 401 mit acht Sitzen. Die nahmen wir zunächst einmal heraus. Günstig für uns war das große Schiebetor in der Mitte des Rumpfs, das wir auch dringend brauchten, wenn wir alle vier schön dicht beieinander hinunterkommen wollten.

Der Pilot, ein gewisser Nino Verda, war ein früherer italienischer Luftwaffenpilot, etwa dreißig Jahre alt, und nach Hoffers Angabe der beste Mann, den er bekommen konnte. Das mußte er aber auch sein. Es gehörte schon ein Genie dazu, im Dunkeln über ein solches Land zu fliegen, an einem fünfzehnhundert Meter hohen Berg vorbeizukommen und uns dann genau die richtige Absprunghöhe von zweihundertfünfzig Metern zu geben.

Wir benutzten Fallschirme vom Typ X, wie sie bei den britischen Fallschirmjägern vor der Umstellung auf das neue Nato-Modell üblich gewesen waren. Burke bevorzugte den Typ X. Man kommt damit schneller hinunter und kann ihn genauer steuern. Die Reserveschirme waren vom selben Typ und

identisch mit denen, die wir im Kongo benutzt hatten.

Unsere Bewaffnung war in gewisser Weise unkonventionell, aber dafür im Kampf erprobt. Das ist der einzig wirklich gültige Test. Wir benutzten das chinesische A.K.-Schnellfeuer-gewehr, im Augenblick wahrscheinlich die zuverlässigste Nahkampfwaffe der Welt, und die neuen israelischen UZI-Maschinenpistolen, die in jeder Hinsicht besser waren als die Sterling-Modelle.

Dann pro Mann zwei Handgranaten, ein Bajonett – die Liste schien endlos zu sein. Burke ließ jeden von uns seinen gefalteten Tarnanzug zusammen mit der ganzen Ausrüstung bereitlegen und führte dann eine Inspektion durch.

Danach sprach er mit einer Landkarte in der einen und einer Stoppuhr in der anderen Hand den ganzen Einsatz so oft durch, daß am Abend sogar Pete Jaeger die Nase voll hatte. Mir gegenüber benahm er sich wie immer. Wenn unser Verhältnis zueinander jetzt eine Spur förmlicher wirkte, so lag das wohl an der Situation.

Beim Abendessen war Hoffer die Leutseligkeit in Person. Das Beste war für uns gerade gut genug, aber was den Alkohol betraf, so erhob Burke Einspruch. Das Essen war großartig. Überraschenderweise hatte ich sogar Appetit, und neben mir saß Rosa. Sie hatte sich schön gemacht und sah wirklich prächtig aus.

Danach ging Hoffer noch einmal mit uns den Plan in allen Einzelheiten durch und besprach auch den für den Fall des Gelingens vorgesehenen Abmarschweg: Bis zu dem Punkt an der Straße nach Bellona, wo uns Hoffer selbst mit einem Wagen abholen wollte, würden wir schätzungsweise acht bis neun Stunden brauchen.

Als Burke fertig war, drückte uns Hoffer der Reihe nach feierlich die Hand und hielt eine kleine Rede: Er wisse das, was wir für ihn tun wollten, sehr zu schätzen und hoffe, daß er mit Gottes Hilfe seine Stieftochter bald wieder bei sich haben

werde. Mir ging das eine Spur zu weit.

Als ich mich später in meinem Zimmer umzog, erschien Rosa. Sie zog mir den Reißverschluß meines Tarnanzugs hoch und gab mir eine Taschenflasche mit Brandy.

»Von dir oder von Hoffer?« fragte ich.

»Von mir.« Sie streichelte mir flüchtig übers Gesicht.
»Komm gesund wieder.«

In der Tür zögerte sie und sah mich mit einem seltsamen Ausdruck an. Es drängte sie, mir etwas zu sagen, und gleichzeitig schien sie furchtbare Angst vor den Folgen zu haben.

Wie eine Welle überfiel mich plötzlich eine Art Zuneigung zu ihr. Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Sag's nicht, Rosa, wenn du wirklich Angst vor ihm hast.«

»Die habe ich«, flüsterte sie. Sie sah jetzt wirklich blaß aus.
»Er kann so grausam sein, Stacey, du kannst es dir gar nicht vorstellen.«

»Dann erzähl's mir, wenn ich zurückkomme, wenn es nicht mehr wichtig ist.« Ich öffnete die Tür und küßte sie so, wie man eine Frau küssen soll. »Ich überlebe alles, Rosa Solazzo. Ganz besonders aber alle die Hoffers auf dieser Welt.«

Nachdem sie gegangen war, schnallte ich mir den Gürtel mit meinem Revolver im Federhalfter um und rückte meine Baskenmütze zurecht. Der Mann, der mir aus dem Spiegel entgegenblickte, war ein Fremder – jemand aus der Zeit vor dem Loch. Was hatte er hier zu suchen? Ein überraschender Gedanke, aber die falsche Zeit, solche Fragen zu stellen.

Ich ging hinunter zu den anderen.

Die Cessna 401 hat eine Reisegeschwindigkeit von zweihundertsechzig Meilen in der Stunde. Das bedeutete, daß wir bis zum Ziel etwa zwanzig Minuten brauchen würden. Der Start verzögerte sich um eine Stunde, weil die Nacht für Burkes Geschmack noch zu hell war. Die vom Wetterbericht versprochene Bewölkung blieb aus. Erst um ein Uhr morgens

gab er dann widerstrebend den Befehl zum Abflug.

Verda hatte den Behörden in Punta Raisi einen Flug nach Gela gemeldet für den Fall, daß später irgendwelche Fragen gestellt werden sollten. Die Richtung stimmt so ungefähr. Bis zu dem Punkt, wo er uns absetzen sollte, bedeutete es für ihn nur einen kleinen Umweg, und innerhalb weniger Minuten konnte er wieder auf dem richtigen Kurs sein.

Wenn man die Ausbildung durch Burke im Kongo mitrechnet, war ich bisher insgesamt neunmal abgesprungen. Das war also mein zehnter Absprung – eine hübsche runde Zahl. Besonderen Spaß hatte mir die Sache nie gemacht. Ein Fallschirmspringer ist ein ziemlich schwerfälliges Geschöpf, behindert durch seine Ausrüstung. Der Fallschirm vom Typ X wiegt achtundzwanzig Pfund, der Reserveschirm etwa vierundzwanzig. Das allein ist schon ein ziemliches Gewicht. Wenn man noch die übrige Ausrüstung mit etwa hundert Pfund hinzurechnet, so ist es gar nicht überraschend, daß es damit nur abwärts gehen kann.

Obgleich wir die Passagiersitze herausmontiert hatten, konnten wir uns im Innern der Maschine mit all dem Gerät kaum bewegen. Burke hatte eine selbsterfundene Fangleine eingebaut und zusammen mit Verda das Tor entfernt. Das war eine feine Sache, solange niemand vor dem Ziel hinausfiel.

Alle möglichen Dinge gingen mir durch den Kopf, als ich mit den anderen beim Start der Cessna auf dem Boden hockte. Die Würfel waren gefallen – wir waren unterwegs. Es gab kein Zurück. Und trotzdem war ich mir eigentlich nur über eines im klaren: daß mich alle – einschließlich Rosa – anlogen.

Aus unerfindlichen Gründen schmerzte mich das, und als ich dann meinen Gefühlen auf den Grund ging, stellte ich erschrocken fest, daß ich sie wirklich gern hatte. Wirklich. Sie hatte Mut und eine eigenwillige Art von Aufrichtigkeit. Ich zweifelte nun überhaupt nicht mehr daran, daß ihr letzter Besuch in meinem Zimmer ausschließlich auf persönlichen

Gründen beruhte. Sie war gekommen, um sich von mir zu verabschieden – weil sie es wollte, und nicht weil sonst jemand sie dazu gedrängt hatte.

Wir flogen jetzt in einer Höhe von zweieinhalbtausend Metern, und der Ausblick war einfach grandios. Bergketten, Spitzen und Grate strahlten weiß im Mondlicht, dazwischen Täler, schwarz und voller Schatten.

Der Flug verlief ohne jeden Zwischenfall und war so kurz, daß es mir fast wie ein Schock vorkam, als das von Verda angebrachte rote Licht mehrmals rasch, hintereinander blinkte. Ich sah aus dem Fenster und erkannte die zackige Spitze des Monte Cammarata, den Westhang, und dann, als wir tiefer gingen, das dunkle, untertassenförmige Hochplateau, auf das wir abspringen sollten.

Daneben glitzerte im Mondlicht hell ein Wasserfall, den wir uns als Wegmarkierung gemerkt hatten.

In weitem Bogen drehte Verda in den Wind. Er kam dabei so dicht an eine Felswand heran, die zum Gipfel hinaufführte, daß mein Herz einen Satz machte. Dann schwebte die Cessna wieder ins Leere hinaus.

Beim zweiten Anflug erhob sich Burke, der als erster springen sollte, und klinkte die Reißleine seines Fallschirms ein. Pete folgte ihm, dann Legrande; ich bildete den Abschluß. Ich hatte ein hohles Gefühl im Magen, mein Mund war trocken, dann packte mich genau wie die anderen die alptraum-artige Spannung.

Das rote Licht blinkte einmal, dann zweimal. Die Cessna wurde von einem Wirbel gepackt, und Burke sprang zur Tür hinaus. Unmittelbar darauf folgte ihm Pete, dann gleich Legrande.

Nun war ich an der Reihe. Der Wind pffte an der dunklen Türöffnung vorüber. Nur ein Verrückter traut sich da hinaus, sagte ich mir, und dann stürzte ich kopfüber ins Dunkel. Ich überschlug mich.

Ich ließ den Gerätesack los, den ich festgehalten hatte. Er fiel hinunter, bis er von der sieben Meter langen, an meinem Gürtel befestigten Leine aufgefangen wurde. Auch ich baumelte unter dem dunklen Schirm, der mir im Augenblick schöner erschien als alles andere auf der Welt.

Wenn man aus zweihundertfünfzig Metern abspringt, braucht man bis zur Landung genau dreißig Sekunden. Da hat man nicht viel Zeit zum Nachdenken. So dicht an einer Felswand gibt es immer Fallwinde, und ich begann zu pendeln. Es war wie gewöhnlich: Wenn man erst einmal im Freien ist, kommt es einem dunkler vor. Ich erblickte einen anderen Fallschirm, dann noch einen. Sie schwebten auf die Schatten neben dem Wasserfall zu, aber ich näherte mich selbst rasch der Landestelle.

Das schlimme bei einem Nachtabsprung ist, daß man den Boden nicht sehen kann. So kommen auch die vielen Knochenbrüche bei derartigen Einsätzen zustande, weil man sich beim Aufsprung zu steif hält.

Hierbei ist der Gerätesack von Vorteil. Wenn man nicht gerade sehr böse ins Pendeln gerät, schlägt der Sack zuerst mit einem dumpfen Plumps auf, und man ist vorbereitet.

Ich schaffte es gerade noch. Der Sack plumpste nieder, und ich folgte Bruchteile einer Sekunde später. Ich landete auf überraschend nachgiebigem Moorboden. Dann überschlug ich mich noch einmal und blieb schließlich liegen. An meinem Rücken spürte ich einen Felsbrocken.

Atemlos lag ich da, bis jemand dicht herantrat und sich über mich beugte. Ich sah Stahl schimmern und bekam gerade noch rechtzeitig die rechte Hand mit dem Smith & Wessen hoch.

»Ich wollte dich nur losschneiden«, sagte Pete Jaeger.

»Bist du ganz sicher, daß du nicht nach meiner Kehle gezielt hast?«

»Ein andermal«, antwortete er. »Wenn wir dich nicht mehr so dringend brauchen.«

Es klang, als meinte er es ernst. Er durchschnitt die Leine zum Gerätesack. Ich befreite mich mühsam aus den Fallschirmgurten. Jetzt, wo ich unten war, kam mir die Beleuchtung viel besser vor. Ich erkannte Burke und Legrande, die mit ihren Fallschirmen und Säcken herankamen. Der Franzose hinkte, aber glücklicherweise war es nichts Ernstes. Er hatte so stark gependelt, daß er vor seinem Sack auf dem Boden aufgeschlagen war. Diese üble Erfahrung schien ihn schwer mitgenommen zu haben, aber beim Auspacken witzelte er schon wieder darüber.

Die großen Säcke enthielten unsere Rucksäcke mit Nahrungsmitteln und Wasser, unsere Waffen und Munition, und als sie endlich leer waren, verstaute wir sie zusammen mit den Fallschirmen in einer günstig gelegenen Felsspalte.

Wir hockten uns im Schutz der Felsen hin. Burke ließ eine Thermosflasche mit Brandy rumgehen. Ich trank einen langen Schluck und merkte, daß ich lächelte und dankbar war, noch am Leben zu sein. Ich stand mit beiden Beinen auf der Erde, und von innen heraus breitete sich Wärme aus.

»Es hat keinen Sinn, hier herumzulungern«, sagte er. »Von hier aus geht's geradewegs zum Gipfel hinauf. Wir müssen hinüber unter die Bäume, solange es noch dunkel ist.«

Bis dahin hatten wir nicht sehr viel Zeit übrig, da die Dämmerung offiziell zehn Minuten nach vier eintreten sollte. Wir brachen deswegen sofort im Gänsemarsch auf. Ich übernahm die Führung, da ich wenigstens theoretisch über das Gelände mehr wußte als die übrigen. Ich folgte einer Route, die uns neben dem Bach geradewegs nach oben führte.

Es war eine herrliche Nacht. Der Vollmond beleuchtete ein paar kleine Wölkchen, und überall glitzerten die Sterne. Bis in die Ferne zogen sich Gipfel an Gipfel die Berge dahin, und ganz im Osten ließ der Mond das schneebedeckte Haupt des Ätna aufglänzen.

Die Täler lagen dunkel, aber gut tausend Meter tiefer, und

ein paar Meilen nach rechts, in Richtung auf Bellona zu, leuchtete ein einzelnes Licht. Ob vielleicht Gerda wach geblieben war und sich fragte, wie es uns ging? Mir war völlig klar, daß mein Großvater ihn informiert hatte.

Ein guter Schauspieler, dieser Gerda, das mußte ihm der Neid lassen. Selbst der Revolver hinter seinem Rücken hatte mit zu dem Auftritt gehört. Er hatte sich ganz so verhalten, wie ich es vernünftigerweise von ihm annehmen mußte – sehr schlau. Sein einziger Fehler war, daß er offenbar nichts von Joanna Truscotts Anwesenheit in den Bergen gewußt hatte. Das klang unwahrscheinlich für einen Mann, der sonst vermutlich alles über Serafino wußte.

Trotzdem war das großartig gespielt, während Marco sich in irgendeinem Zimmer versteckt gehalten hatte. Man konnte bei dieser Sache wirklich keinem trauen – so kam es mir zumindest vor.

Kurz nach drei Uhr hatten wir den Gipfel erreicht. Ich ließ mich in eine kleine Mulde zwischen den Felsen fallen und wartete auf die anderen. Ich war müde und – um ganz ehrlich zu sein – für ein solches Spielchen höchstwahrscheinlich noch nicht wieder fit genug. Andererseits machten auch die übrigen keinen besonders frischen Eindruck, vor allen Dingen Legrande hatte Mühe. Burke atmete schwer. Er reichte wieder den Brandy herum, weil er vermutlich selbst einen Schluck brauchte.

»Bis jetzt ist alles glatt gelaufen«, sagte er. »Wir haben noch knapp eine Stunde für die letzten dreihundert Meter. Wenn wir das schaffen, dann glaube ich, daß es klappen kann.«

Er nickte mir zu. »Los, Stacey.«

Also sollte ich auch weiterhin die Führung behalten. Ich stand auf und trat hinaus. Mehr denn je war mir bewußt, daß er hinter mir ging –

Es war alles andere als leicht. Das Gelände war uneben und trügerisch, und da der Mond fast untergegangen war, herrschte an der Bergflanke eine miserable Beleuchtung. Stellenweise mußten wir Geröllhänge überqueren, die tückisch wie Glatteis waren und schon bei der geringsten Berührung wie Wasser nachgaben.

Nach einer halben Stunde hielt ich auf einer ebenen Stelle an und wartete auf die anderen. Im Osten wurde der Himmel bereits merklich heller. Mir war klar, daß wir es nicht schaffen würden, wenn wir nicht einen Schritt zulegt.

Zuerst traf Pete ein, offenbar in hervorragender Verfassung. Dann kam Legrande. Er ließ sich zu Boden fallen und wirkte vollkommen erschöpft. Die Nachhut bildete Burke. Wieder fiel mir auf, wie schwer sein Atem ging.

»Warum halten wir an?« fragte er.

Ich zuckte die Achseln. »Ich dachte, wir könnten eine Verschnaufpause gebrauchen.«

»Zum Teufel damit. Bei diesem Tempo schaffen wir es nicht.«

Das klang ausgesprochen böse. Ich unterbrach ihn mit einer raschen Handbewegung. »Okay – du bist der Boß.«

Ich machte mich wieder an den Abstieg, legte jetzt ein scharfes Tempo vor, ging auch hin und wieder ein Risiko ein. Einmal rutschte ich mitten in einer Gerölllawine dreißig Meter in die Tiefe und glaubte, es würde nie wieder aufhören. Genützt hat es nichts. Im grauen Licht der Dämmerung waren wir immer noch hundert Meter oberhalb der ersten vereinzelt stehenden Bäume.

Noch nie zuvor in meinem Leben bin ich mir so nackt vorgekommen wie in dem Augenblick, wo ich die anderen über die kahle Bergflanke hinüberführte. Es war genau zwanzig Minuten vor fünf, als ich den Waldgürtel erreichte.

11

Der graue Morgen breitete sich unter den Bäumen aus. Wir hockten in einem Kreis beisammen und aßen etwas. Burke schien es recht gut zu gehen, sein Atem klang wieder normal. Aber Legrande sah man jetzt sein Alter an, und die Linien in seinem Gesicht waren wie mit einem Messer eingeschnitten. Ja, für diese Art von Unternehmen war er inzwischen wirklich zu alt geworden.

Selbst Pete wirkte müde und durchgefroren, wie er da auf dem nachtfuchten Boden hockte. Die ›schweren Jungs‹ hatte man einst Legrande und ihn genannt. Es hatte Gelegenheiten gegeben, wo der Anblick der beiden, wie sie Schulter an Schulter herankamen und sich mit der Wucht einer Lokomotive ihren Weg bahnten, genügt hatte, daß man aufsprang und laut »Hurra« schrie – das war nun einmal der Lauf des Lebens.

Ich zitterte leicht. Diese Art von grauem Morgen mochte ich nicht. Er erinnerte mich an viele ähnliche Morgendämmerungen, wo so mancher gute Kamerad fehlte.

Ich zündete mir eine Zigarette an und rauchte sie bis zum Ende, obgleich sie scheußlich schmeckte. Dann rückte Burke herüber und breitete seine Karte aus.

»Wir können uns hier höchstens nur noch hundertfünfzig Meter oberhalb der Hütte befinden, in der er sich angeblich versteckt. Es wäre vielleicht eine gute Idee, wenn du die Lage mal rasch erkunden könntest. Wir warten hier. Ich gebe dir eine Dreiviertelstunde Zeit.« Leise fügte er hinzu: »Ich glaube, Legrande kann die Pause gebrauchen, er ist ganz erledigt.«

Ich stand auf. »Klingt ganz vernünftig. Bis später.«

Ich stieg zwischen den Bäumen hinunter. Auf den felsigeren Hängen waren es Kork- und Steineichen, aber dann gelangte ich in einen Streifen von Buchen und Nadelbäumen und kam viel rascher voran.

Aus einem Gebüsch brach ein Fuchs hervor. Er versetzte mir

einen solchen Schrecken, daß es beinahe sein Ende gewesen wäre, aber das hätte für uns alle übel ausgehen können. Hier am Berg gab es abgesehen von Serafino und seinen Burschen noch eine ganze Menge anderes Wild: Wildkatzen, Marder, ab und zu einen Wolf; aber die rennen alle lieber davon, wenn sie einen Menschen riechen.

Nun kam ich rasch voran und konnte manche Strecken sogar im Trab zurücklegen. Ich hielt meinen Karabiner schußbereit, rutschte ab und zu einen Hang auf dem Rücken hinunter und hatte innerhalb von fünfzehn Minuten gut hundert Meter Höhenunterschied geschafft.

Rechts von mir rauschte ein Wildbach. Ich balancierte hinüber, legte mich auf den Bauch und spritzte mir Wasser ins Gesicht. Es schien ziemlich gleichgültig zu sein, auf welchem Weg ich abstieg, und außerdem war es mehr als wahrscheinlich, daß ein Schäfer seine Hütte möglichst nahe am Wasser baute, besonders wenn man die Zustände bedachte, die im Sommer hier herrschten.

Zuerst hörte ich nur die Stimme – eine Art leisen, unterdrückten Aufschrei, der rasch abbrach. Ich hielt inne und ging auf ein Knie. Es blieb eine Weile still, dann plantschte es kräftig, und ich hörte einen zweiten kurzen Schrei.

Ich hatte die sehr ehrenwerte Joanna Truscott bis jetzt nur zweimal gesehen, und zwar auf den Fotos, die Hoffer uns gezeigt hatte. Auf dem einen Bild trug sie eine Skiausrüstung, auf dem anderen hatte sie sich für eine Gartenparty feingemacht. Kaum zu fassen, daß dieses Mädchen, das da vor mir fröhlich nackt im Wasser plantschte, dieselbe Joanna Truscott sein sollte.

Sie hatte das Haar zu einem Zopf zusammengebunden. Gesicht, Hals und Arme waren von der Sonne verbrannt wie bei einer Zigeunerin. Ansonsten war ihr Körper milchweiß und jungenhaft. Sie hatte fast keinen Busen, und nur ihre Hüften erinnerten an weibliche Formen.

Sie stieg aus dem Wasser und trocknete sich mit einer alten Decke ab. Warum hätte ich wegsehen sollen? Erstens wußte sie nicht, daß ich da war, und zweitens wirkte sie alles andere als sexy. Seltsam, daß einen manche Frauen entflammen können wie einen Spirituskocher, und daß andere absolut keine solche Ausstrahlung haben.

Sie zog eine alte Hose an, die sicher schon einmal bessere Tage gesehen hatte, dazu ein Männerhemd, einen grünen Wollpullover mit Löchern an den Ellbogen, und zuletzt band sie sich ein rotes Tuch über den Kopf.

Als sie sich dann hinsetzte und ihre Füße in ein Paar Pelzstiefel schob, trat ich aus der Deckung hervor und grüßte freundlich: »Guten Morgen.«

Sie war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. »Einen schönen guten Morgen«, erwiderte sie gelassen, und stand auf.

»Kein Grund zur Aufregung«, sagte ich, völlig überflüssigerweise. »Mein Name ist Stacey Wyatt. Ich komme von Ihrem Stiefvater Karl Hoffer. Drei meiner Freunde warten weiter oben am Berg. Wir wollen Sie hier herausholen.«

Herr im Himmel, was war ich doch für ein Narr. Sie war ganz allein hier und unbewacht und konnte sich offensichtlich völlig frei bewegen. Warum mir das nicht gleich auffiel, werde ich wohl nie in Erfahrung bringen. Vielleicht war ich nach dieser anstrengenden Nacht einfach zu müde zum Denken.

»Und was erwarten Sie jetzt von mir? Daß ich in lauten Jubel ausbreche?« fragte sie kühl. Sie hatte eine wunderbare knappe englische Aussprache. »Hat er Ihnen nicht gesagt, wie Sie mich erledigen sollen? Mit dem Gewehr, mit dem Messer? Oder einfach mit einem Stein?«

Ich starrte sie nur verblüfft an. In diesem Augenblick ging mir ein Licht auf. Sie hatte sich ein wenig von mir abgewandt. Als sie mir dann wieder ihre Vorderseite zukehrte, hielt sie in der Rechten eine alte Beretta-Pistole. Ich hatte den Eindruck, daß sie damit durchaus umzugehen verstand.

»Würden Sie mir das vielleicht etwas genauer erklären?« bat ich. »Ich fürchte, da komme ich nicht ganz mit.«

»Warum drücken Sie nicht ab?« fragte sie scharf.

Ich hielt meine A. K. immer noch auf den Boden gerichtet. Dann ließ ich sie vor meine Füße fallen und legte die UZI daneben.

»Sehen Sie – keine Waffen.«

Sie ließ sich nicht beeindrucken. »Und das Ding da in Ihrem Halfter?«

Ich zog den Revolver hervor, legte ihn ebenfalls auf den Boden, trat dann drei Schritte zurück, lehnte mich an eine Steineiche und zog meine Zigaretten hervor.

»Möchten Sie eine?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich möchte lieber ein gesegnetes Alter erreichen.«

»Wenn Sie meinen, daß sich das lohnt...« Ich zündete mir eine Zigarette an. »Jetzt werde ich Ihnen etwas erzählen, und Sie werden mir genau zuhören. Danach können Sie mich meinetwegen erschießen – wenn Sie das dann immer noch wollen.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte sie ruhig. »Aber beeilen Sie sich, ich habe noch nicht gefrühstückt.«

Ich erklärte ihr die Geschichte mit einigen kurzen Sätzen. Als ich fertig war, hatte sich ihr Gesichtsausdruck nicht im mindesten verändert.

»Wenn ich Sie recht verstehe«, sagte sie, »hat mein Stiefvater Ihnen erzählt, daß Serafino Lentini mich entführt hat und für Lösegeld festhält. Daß er das Geld bezahlte, daß aber Serafino mich gemeinerweise doch hier festgehalten hat – mich und das Geld dazu?«

»So ungefähr.«

»Das ist eine Lüge, Mr. Wyatt. Von Anfang bis Ende erlogen.«

»Habe ich mir gedacht.«

Jetzt war sie doch überrascht. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich weiß zufällig, daß Serafino Lentini auf Grund gewisser Verletzungen, die ihm die Polizei vor ein paar Jahren bei einem Verhör zugefügt hat, physisch gar nicht in der Lage ist, sich so für eine Frau zu interessieren.«

»Aber wenn Sie das gewußt haben, wenn Ihnen klar war, daß an der Geschichte meines Stiefvaters von Anfang an etwas faul war – warum sind Sie dann hergekommen?«

»Ich war schon immer sehr neugierig.« Ich grinste. »Das finanzielle Angebot war genauso interessant wie die Geschichte, die er erzählt hat. Sagen Sie, haben Sie wirklich mit vierzehn Jahren schon mit dem Chauffeur geschlafen?«

Diese Frage schien nun doch den eisernen Panzer, mit dem sie sich umgeben hatte, anzuknacken. Ihre Augen wurden groß, sie holte tief Luft und dann überzog etwas, das ich nur als jungfräuliche Röte beschreiben kann, ihre Wangen.

»Entschuldigung«, sagte ich. »Es ist mir klar, daß er mit einer ungewöhnlichen Phantasie begabt ist.«

»Wollen Sie die Wahrheit hören? Das können Sie haben.« Die Beretta zielte jetzt nicht mehr auf mich, dafür war Joanna aber richtig wütend. »Mit mir ist es genauso wie mit einer Lebensversicherung: Ich bin tot mehr wert als lebend. Meine Mutter hat mir ihr ganzes Vermögen hinterlassen und meinen Stiefvater als Verwalter eingesetzt. Das war ein Fehler von ihr. In drei Wochen werde ich einundzwanzig und kann dann frei darüber verfügen. Wenn ich vorher sterbe, bekommt Hoffer alles. Zweieinhalb Millionen Pfund Sterling.«

Im Vergleich dazu war das, was er uns bezahlte, wirklich nur ein lächerliches Taschengeld.

Sie fuhr fort: »Das einzig Wahre an seiner Geschichte ist die Tatsache, daß er Serafino Lentini fünfundzwanzigtausend Dollar bezahlt hat – wenn auch aus anderen Gründen. Ich sollte überfallen werden, als ich eines Abends allein Freunde in Villabla besuchen fuhr. Man sollte mich ausgeraubt und

erschossen neben meinem Wagen finden, so daß man mich leicht identifizieren konnte. Dann wäre ich nichts anderes gewesen als eben ein weiteres Opfer des Banditenunwesens.«

»Aber Serafino wollte nicht mitspielen?«

»Zuerst hatte er es vor. Als an jenem Abend Serafino und seine Leute mich anhielten und ich neben meinem Wagen stand, dachte ich schon, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Ich glaube kaum, daß ich jemals wieder dem Tod so nahe sein werde.«

»Und warum hat er es sich anders überlegt?«

»Er hat mir gesagt, daß ich ihm gefiele, daß ich ihn an seine jüngere Schwester erinnere, die vor einem Jahr im Kindbett gestorben ist. Die Wahrheit dürfte wohl sein, daß er meinen Stiefvater nicht mag. Offenbar hatten die beiden schon früher miteinander zu tun, aber darüber hat er mir nie viel erzählt.«

»Und warum hat er sich dann überhaupt mit Hoffer abgegeben?«

»Er brauchte Geld – viel Geld. Er kann sich nur für eine Sache begeistern: Er will nach Südamerika auswandern und dieses Leben hier hinter sich lassen. Ich glaube, daß ich nur deshalb noch am Leben bin, weil ihm plötzlich der Gedanke kam, daß es recht lustig sein könnte, Hoffers Geld zu nehmen, ohne seinen Teil der Vereinbarung einzuhalten.«

»Dann hat er Sie also mit in die Berge genommen?«

»Ich bin seitdem bei ihm.«

»Und Sie machen sich nie Sorgen darum, daß er es sich genauso plötzlich wieder anders überlegen könnte?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht im geringsten. Seit ich ihm und seinen Leuten erklärt habe, wie die Lage wirklich ist, wissen sie nur zu gut, wo ihr Vorteil liegt.«

»Ja, natürlich«, sagte ich leise. »Sie brauchen ja nichts anderes zu tun, als sich lange genug am Leben zu halten, dann bekommen Sie jede Menge Geld.«

»Genau. Wenn erst einmal alles zufriedenstellend geregelt

ist, bekommen die vier von mir die Überfahrt nach Südamerika und noch dazu hunderttausend Pfund.«

Damit war alles geklärt. Oder vielleicht doch nicht? Vieles von dem, was mir Rätsel aufgegeben hatte, war zwar klar, aber es gab immer noch einige Dinge, die absolut nicht ins Bild paßten.

Sie nannte einen dieser Punkte. »Etwas verstehe ich nicht: Was sollten Sie eigentlich tun, nachdem Sie mich erst einmal in Händen hatten?«

»Sie zu Hoffer bringen. Er erwartet uns persönlich auf der Straße nach Bellona.«

»Hat er denn nicht damit gerechnet, daß ich etwas zu Ihnen sagen würde? Sobald Sie hierherkamen, mußte Ihnen doch aufgehen, daß ich nicht die Sklavin von Serafinos Leidenenschaften bin, zu der er mich gestempelt hat.«

Diese Frage bedrückte mich auch schon seit einer ganzen Weile, aber ich konnte mir nur eine einzige plausible Erklärung dafür denken, und die stellte sie selbst gleich darauf klar.

»Damit sind wir wieder bei Punkt eins«, sagte sie. »Bei der einzig logischen Erklärung: Sie sind abgesprungen, um mich zusammen mit Serafino und seinen Männern zu erledigen. Dann geht mein Stiefvater zur Polizei, ringt verzweifelt die Hände und erzählt irgendeine Geschichte von der Angst, die er um mein Leben ausgestanden habe, und daß er sich nicht getraut hätte, amtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber nun könne die Sache so nicht mehr weitergehen. Die Polizei durchsucht dann das Gebiet und findet unsere Überreste.«

»Wird man nicht fragen, wer dafür verantwortlich ist?«

»Hier in den Bergen gibt es mehrere Gruppen wie Serafino und seine Männer. Da ist man nicht so zimperlich.« Sie zuckte die Achseln. »Man wird die Verantwortung ganz selbstverständlich einer dieser Gruppen zuschieben. Das ist alles sehr traurig, aber paßt meinem Stiefvater großartig in den Kram. Wenn man es sich richtig überlegt, ist es auch die einzige

Erklärung, die sinnvoll erscheint.«

Sie wollte wieder die Beretta holen. Der Ausdruck ihrer Augen und ein plötzlich auftauchender verkniffener Zug um den Mund warnten mich. Allerdings machte ich mir keine großen Sorgen.

Mit einem ganz und gar unnötigen Satz sprang ich hoch, rammte ihre Knie und hatte sie gleich darauf am Boden liegen. Damit war der Kampf auch schon vorüber. Sie wehrte sich noch ein bißchen, bis ich ihr auf jeden Arm ein Knie stemmte.

Ich hob die Beretta auf und schob die Sicherung zurück. »Solange Sie das Ding nicht entschichern, schießt es auch nicht. Versuchen Sie es noch einmal.«

Ich legte ihr die Waffe auf die Brust, stand auf und wandte ihr den Rücken zu. Mit einer übertriebenen theatralischen Geste zündete ich mir eine neue Zigarette an. Als ich mich wieder ihr zuwandte, starrte sie mich verstört an, und die Beretta in ihrer Hand zeigte mit der Mündung auf den Boden.

»Trotzdem begreife ich das noch nicht«, sagte sie.

Sie hatte recht – ich begriff es auch nicht. Unter den gegebenen Umständen wäre nur eines vernünftig gewesen: daß wir hergekommen waren, um sie zu töten, und das war nicht der Fall.

Oder vielleicht doch?

Plötzlich wurde mir eiskalt, und meine Kehle war wie ausgetrocknet. Nein, das war ausgeschlossen! Ich versuchte, diesen Gedanken von mir zu schieben. Für so etwas hätte sich Burke niemals hergegeben.

Weiter kam ich mit meinen Überlegungen nicht. Jemand sprang mir in den Rücken, ein Arm umklammerte meinen Hals, und ich ging zu Boden.

Der Arm an meiner Gurgel schnürte mir die Luftzufuhr ab. Ich würgte und hatte ein Sausen in den Ohren. Irgendwo hörte ich das Mädchen schreien. Dann machte er einen Fehler: Er schob sich zur Seite, und ich konnte ihm den Ellbogen in den

Leib rammen.

Ich traf ihn nur halb, und es war auch nicht sehr viel Druck dahinter, aber es reichte. Mit einem Fluch ließ er los, überschlug sich zweimal und knallte gegen eine Steineiche.

Ich hatte nicht viel davon. Etwas krachte gegen meinen Schädel, und dann spürte ich eine Gewehrmündung an meinem Hals.

12

Der halbautomatische Karabiner vom Typ MI-30 hat die meisten amerikanischen Infanteristen durch den Weltkrieg begleitet. Das bedeutete, daß die Knarre, die mir jetzt ein Loch ins Fell brennen sollte, schon seit einer ganzen Weile existierte. Andererseits machte sie einen liebevoll gepflegten Eindruck. Der Schaft war poliert, das Metall schimmerte ölig, und das ganze Ding wirkte so tödlich, wie man es sich nur wünschen konnte – genauso wie der Mann, der es in der Hand hielt: Serafino Lentini.

»Halt, Serafino!« rief das Mädchen auf italienisch. »Du darfst ihn nicht erschießen – du darfst nicht!«

Er trug einen alten Cordanzug und bis an die Knie reichende Ledergamaschen. Sein Gesicht unter der Stoffmütze wirkte trotz des wochenalten Stoppelbarts und des Schmutzflecks über dem rechten Auge kühn und draufgängerisch. Das war ein toller Bursche, der da vor mir stand, ein Draufgänger aus dem sechzehnten Jahrhundert – ich konnte ihn mir fast in Landsknechtstracht vorstellen. Ein Musketier, der die Frauen küßte und die Männer schlug.

Die beiden Männer hinter ihm sah ich nur verschwommen. Sein Gesicht beugte sich wie in einer Großaufnahme über mich. Mit wölfischem Grinsen schob er die Sicherung zurück.

»Vorsicht«, sagte ich. »Verflucht sei der Mann, der das Blut von seinesgleichen vergießt.«

Dieses alte sizilianische Sprichwort erzielte ungefähr dieselbe Wirkung wie ein kräftiger Kinnhaken. Sein heiles Auge schien ein wenig größer zu werden, aber wichtiger war mir, daß er den Lauf seiner MI von meinem Hals nahm.

»Schnell«, sagte er, »wer bist du?«

»Barbaccias Enkel. Wir sind über meine Großmutter verwandt.«

»Heilige Mutter Gottes! Ich erinnere mich noch an dich, als

du ein kleiner Junge warst.« Er sicherte den Karabiner wieder. Etwas Erfreulicheres konnte ich mir vorerst nicht wünschen. »Als ich vierzehn war, ging mein Alter einmal in einer Familienangelegenheit den Capo besuchen. Ich mußte am Tor warten. Da habe ich dich im Garten gesehen. Du hast mit einem Hund gespielt. Einem weißen Hund mit schwarzen Flecken. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißen.«

»Dalmatiner«, sagte ich. Seit vielen Jahren fiel mir die gute alte Trudi zum erstenmal wieder ein.

»Der hübsch gekleidete amerikanische Enkel vom Capo. Mein Gott, wie habe ich dich damals gehaßt! Ich hätte dir am liebsten Dreck ins Haar geschmiert.« Er holte aus irgendeiner Tasche einen Zigarrenstummel hervor, zündete ihn an und ging vor mir in die Hocke. »Ich habe gehört, daß du mit dem Capo nicht mehr ausgekommen bist, nachdem sie deine Mutter erledigt hatten.« Er spuckte aus. »Mafiaschweine. Aber wie man hört, hat er inzwischen fast reinen Tisch gemacht.«

Ich hätte ihn gern gefragt, was er damit meinte, aber die Gelegenheit war wohl nicht günstig. Er streckte die Hand aus und zupfte an meinem Tarnanzug.

»Was soll das alles? Als ich dich zum erstenmal zwischen den Bäumen gesehen habe, da habe ich mir schon gedacht, jetzt schicken sie uns wieder die Soldaten.«

Inzwischen konnte ich wieder klarer sehen – auch das Mädchen und die beiden Kerle, die voller Interesse mein Sturmgewehr untersuchten. Sie waren genauso unrasiert und abgerissen wie Serafino. Jeder von ihnen hatte eine Schrotflinte über die Schulter gehängt.

Ich setzte mich mühsam auf. »Ich kann das nicht alles noch einmal wiederholen. Frag sie doch.«

Er stritt sich nicht mit mir, sondern drehte sich einfach um und ging zu Joanna Truscott hinüber. Ein paar Schritte abseits von uns unterhielten sie sich leise eine Weile. Ich zog meine Zigaretten heraus. Als ich mir eine anzündete, senkte der

Mann, der gerade über den Lauf der A. K. hinweg visierte, die Waffe und schnippte mit den Fingern.

Ich warf ihm die Packung hinüber. Die beiden sahen einander so ähnlich, daß ich sagte: »Ihr seid vermutlich die Vivaldi-Brüder.«

Der Mann mit dem Gewehr nickte. »Ich bin Augusto, er heißt Pietro. Aber von ihm kannst du nicht viel erwarten.« Er tippte sich an die Stirn. »Er hat sie nicht alle, und sprechen kann er auch nicht.«

Pietro verzog die Lippen und zeigte mir ein halbes Dutzend schwarzer Zahnstummel und sonst nichts. Sein breites, albernes Grinsen erinnerte mich an eine Cheshire-Katze. Vermutlich feixte er genauso, wenn er jemandem den Kopf von den Schultern schoß.

Als nächstes konnte sehr wohl mein Kopf an der Reihe sein. Ein wirklich erfreulicher Gedanke! Dann kam Serafino zurück, und ich sah schon seiner Miene an, daß die Sache in Ordnung war.

»Es ist zum Lachen«, sagte er, »wenn ich daran denke, wie oft der alte Barbaccia versucht hat, mich zu erledigen. Aber schließlich sind wir ja auch nicht blutsverwandt.«

Ein unwesentlicher kleiner Unterschied, aber mir reichte er.

»Kann ich meine Waffen wiederhaben?« fragte ich.

»Ich weiß nicht recht, wir könnten sie selbst gut gebrauchen.« Die Sache widerstrebte ihm zwar, aber dann ließ er sich zu einer entgegenkommenden Geste herab. »Gib ihm den Revolver wieder, den Rest behalten wir.«

Augusto überreichte mir den Smith & Wesson. Er schien darüber nicht glücklich zu sein. Ich schob ihn in mein Halfter. Sie wußten wohl nicht, daß ich ihnen aus dieser Entfernung innerhalb einer Sekunde jedem eine Kugel in den Kopf jagen konnte.

Dann stiegen wir im Gänsemarsch zwischen den Bäumen hinab.

Serafino und ich bildeten den Abschluß. Offenbar hatte er Hoffers fünfundzwanzigtausend Dollar immer noch irgendwo in einer alten Keksdose vergraben. Die ganze Geschichte kam ihm sehr spaßig vor, und er lachte immer wieder, als er sie mir erzählte.

»Schön, ich habe also ein paar Leute umgebracht, so ist das Leben nun einmal.« Er kratzte sich heftig am Kinn. »Ich habe auch ein paar Aufträge für Hoffer erledigt, als er mit den Bauarbeitern an der neuen Straße durch die Berge seinen Ärger hatte. Ein oder zwei davon haben wir verprügelt und ein paar Gewerkschaftler in eine Felsspalte geschmissen. Dann setzte er sich über einen Freund mit mir in Verbindung und machte mir den Vorschlag mit dem Mädchen.«

»Hast du denn gewußt, wer sie war?«

»Keine Ahnung. Er hat mir nur gesagt, sie habe ihn erpreßt – sie könnte ihn ruinieren, wenn man nicht dafür sorgt, daß sie für immer den Mund hält. Ich habe auf Vorauszahlung bestanden, und da ich das Geld ohnehin schon hatte, gefiel sie mir recht gut, als ich sie sah.« Er grinste schief. »Ich bin nicht mehr der Mann, der ich früher einmal war. In dieser Hinsicht hat sie also nichts zu befürchten.«

»Ja, das habe ich gehört.«

Er lachte schallend. »Eine Sauerei, dieses Leben, nicht wahr? Nein, mir hat's einfach gefallen, wie sie ihr Kinn vorgereckt hat und aufrecht dagestanden hat, als sie glaubte, ich wollte sie erschießen. Das hat mich umgeschmissen. Dann habe ich mir gesagt, es könnte 'ne Menge Spaß machen, Hoffer eins auszuwischen, weil ich ja das Geld schon hatte. Er ist eine miese Ratte, und außerdem mag ich die Mafia nicht.«

Er spuckte wieder aus. Ich stolperte unwillkürlich und war so aus dem Tritt gebracht, daß ich fast das Gleichgewicht verlor. Ich packte ihn beim Arm.

»Hoffer gehört zur Mafia?«

»Hast du das nicht gewußt? Er ist einer von den ameri-

kanischen Syndikatsburschen, die die Yankees in den letzten paar Jahren deportiert haben.«

Und mein Großvater hatte mir nicht ein einziges Wort gesagt!

»Weiß das Mädchen Bescheid?«

»Eigentlich nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Nun, sie hält ihn natürlich für ein Schwein, aber sie ist erst zum zweitenmal hier in Sizilien. Für sie bedeutet die Mafia nicht mehr als ein paar Zeilen in einem Touristenführer – eine romantische Angelegenheit.«

Das klang recht vernünftig. Woher sollte sie es auch anders wissen, wenn sie den größten Teil des Jahres in irgendeinem englischen Internat verbrachte und die übrigen Monate bei gesellschaftlichen Verpflichtungen in Frankreich, in der Schweiz und so weiter? In dieser Hinsicht hatten wir einiges gemeinsam.

»Hoffer arbeitet also für die Gesellschaft hier?«

Serafino sah mich überrascht an. »Du kennst doch die Regeln: Wer einmal drin ist, kommt nicht mehr raus. Er ist der letzte von einem halben Dutzend ähnlicher Typen.«

»Was ist aus den anderen geworden?«

»Zwei haben auf den Starter ihres Autos gedrückt und sind geradewegs zur Hölle gefahren. Die übrigen wurden auf diese oder jene Art ins Jenseits befördert. Sie hatten schon das Messer gegen Barbaccia gewetzt, aber das war ein großer Fehler. Der alte Wolf steckt sie doch alle in die Tasche.«

»Dieser Anschlag auf sein Leben – die Bombe, die meine Mutter umgebracht hat –, wer war dafür verantwortlich?« fragte ich.

»Wer weiß?« Er zuckte die Achseln. »Irgendeiner von ihnen. Macht es etwas aus? Barbaccia kriegt sie ja doch alle.«

Dieser Gedanke war so furchtbar, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief. Vito Barbaccia – Herr über Leben und Tod.

Ich schüttelte mich. Dann lief ich Serafino nach, der fröhlich pfeifend vorausging.

Die Schäferhütte sah aus, als hätte sie schon seit dem Beginn aller Zeiten dagestanden. Sie war aus Steinen und Felsbrocken verschiedener Größe errichtet, deren Lücken man mit Lehm verschmiert hatte. Das Dach bestand aus Eichenknüppeln, die mit Rasen abgedeckt waren.

An dieser Stelle verwandelte sich der Bach in einen sprudelnden Wasserfall, der über mehrere tiefe Becken hinabfiel und dann über eine Felskante in einer Tiefe von ungefähr zwölf Metern verschwand.

Die bemerkenswert schlichte Hütte lehnte auf einer Lichtung neben dem Bach an einem steilen Hang. Zwei Esel und drei Ziegen grasten in der Nähe, und ein halbes Dutzend Hühner liefen eifrig pickend im Unterholz umher.

Ein Bursche von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren hockte an einem kleinen Feuer und legte gerade dünne Zweige in die Flammen, die unter einem Topf prasselten. Das mußte Joe Ricco sein, den Gerda erwähnt hatte. Abgesehen von seiner Jugend und dem roten Haar wies er eine deprimierende Ähnlichkeit mit den anderen auf: dieselbe Stoffmütze, derselbe geflickte Anzug, Ledergamaschen, dasselbe finstere, abgebrühte Gesicht.

Er stand auf, sah mich neugierig an, und die Brüder Vivaldi traten dann zu ihm. Mit einem schmutzigen und abgeschlagenen Emailletopf schöpften sie sich etwas aus dem Kessel, das ganz entfernt nach Kaffee roch.

Serafino und Joanna Truscott saßen nebeneinander auf einem Baumstamm am Bach. Er förderte von irgendwoher einen neuen Zigarrenstummel zutage und zündete ihn an. Dann blickte er in den grauen Morgen hinaus.

»Trotzdem begreife ich das nicht.« Er schüttelte den Kopf.
»Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, was Hoffer vorhat.«

»Vielleicht ist die ganze Sache viel einfacher, als wir glauben«, sagte Joanna. »Vielleicht hat er sich gedacht, daß sie für Geld alles tun.«

»Damit könnte er recht haben«, pflichtete ich ihr bei. Aber so lustig erschien mir die Sache auch wieder nicht, weil mir dabei ein anderer Gedanke kam, den ich eigentlich vermeiden wollte.

Serafino aber ließ nicht locker. »Und diesen Freunden von dir, kannst du ihnen wirklich vertrauen? Die halten dich nicht zum Narren?«

Ich dachte gründlich darüber nach und versuchte, meine Antwort zuversichtlich klingen zu lassen. »In diesem Leben ist alles möglich, aber ich glaube es nicht. Doch es gibt eine Möglichkeit, es festzustellen.«

»Und welche wäre das?«

»Ich gehe zu ihnen zurück.«

Er nickte und kaute auf seiner Zigarre herum. Seine Miene verdüsterte sich.

Joanna Truscott sagte: »Wenn Sie wollen, machen Sie ihnen in meinem Namen ein Angebot. Es wäre nett, zur Abwechslung einmal den Spieß umzudrehen – gegen meinen Stiefvater.« Sie griff nach einem Zweig und zerbrach ihn zwischen den Fingern. »Er hat meine Mutter nur wegen des Geldes geheiratet, wußten Sie das? Als sie ihm nichts mehr geben wollte, ließ er sie beseitigen.«

»Sind Sie ganz sicher?«

Sie nickte. »Ich kann's natürlich nicht beweisen. Er dachte, daß er alles bekommen würde, weil er wußte, daß sie ihn liebte – bis zum Wahnsinn –, aber das war sein Fehler. Sie hat alles mir hinterlassen, und jetzt steckt er in der Klemme. Bis an den Hals.«

»Inwiefern?«

»Er braucht Geld – sehr viel Geld. Und er hat auch Angst.«
Steckte vielleicht doch die Mafia dahinter?

»Schön, wartet hier auf mich.« Ich sah auf die Uhr und bemerkte, daß eine Stunde vergangen war, seit ich Burke und die anderen verlassen hatte. Das bedeutete, daß sie schon auf dem Weg hierher waren. »Ich bin in etwa einer halben Stunde wieder hier.«

Ich dachte, sie würden mich vielleicht am Fortgehen hindern, aber keiner regte sich. Als ich vom Waldrand zurücksah, hatte Joanna Truscott ihr rotes Tuch abgenommen, und das blonde Haar schimmerte in den ersten Strahlen der frühen Morgensonne, die durch die Wolken brach.

Ich rannte den steilen Hang hinauf, schob mich durchs Unterholz und hatte viel Mühe, mich auf den Weg zu konzentrieren. Aber mir war nicht wohl dabei. Insgeheim hatte ich Hoffers Geschichte nicht für einen einzigen Augenblick geglaubt. Gewisse Aspekte davon waren offenkundig unmöglich, und wenn ich die Fehler bemerkt hatte – warum hatte Burke sie nicht gesehen?

Aber an die zweite Möglichkeit mochte ich auch nicht glauben. Er hatte zwar manches getan, zuweilen mit meiner Unterstützung. Er hatte oft rücksichtslos und ohne Mitleid getötet, aber immer als Soldat. Es war mir unvorstellbar, daß er sich bereit finden würde, ein junges Mädchen für Geld zu töten. Jedenfalls war das unmöglich, wenn wir anderen auch dabei waren.

Ich war wirklich tief in Gedanken. Mit einiger Überraschung stellte ich fest, daß ich die Stelle am Bach erreicht hatte, wo ich Joanna getroffen hatte. Ich hielt inne und schnappte nach Luft. Da knackte hinter mir ein Zweig.

»Keine falsche Bewegung.« Pete Jaeger trat hinter einem Baum hervor, den Karabiner genau auf meinen Gürtel gerichtet.

»Stacey, was war los? Wir haben uns Sorgen gemacht.« Burke trat zusammen mit Legrande unter den Bäumen hervor. Pete Jaeger ging hinüber zum Rand der kleinen Lichtung. Er

war ein guter Soldat, das muß man ihm lassen.

»Nun, was ist geschehen?« fragte Burke noch einmal. »Hast du Glück gehabt?« Plötzlich verdüsterte sich seine Miene. »Wo ist dein Gewehr?«

»In guten Händen«, antwortete ich. »Einer von Serafinos Burschen hat es sich unter den Nagel gerissen.«

Er wurde sehr still. »Das mußt du mir erklären.«

Ich ging hinüber zu Burke, vom Rand des Baches fort, damit Jaeger und Legrande mich nicht mehr hören konnten. Dort setzte ich mich auf einen Stein. Burke zündete sich eine Zigarette an, hockte sich vor mich hin, das Gewehr über die Knie gelegt.

»Okay, was war los? Du solltest dich doch nur umsehen und nicht mit den Leuten Verbindung aufnehmen.«

»Ich habe das Mädchen hier allein angetroffen. Sie hatte gerade gebadet. Keine Wache, keinerlei Zwang. Als ich ihr sagte, von wem ich kam, erwartete sie, daß ich sie umbringen würde.«

»Was hat sie?«

Er sah mich erstaunt an.

Ich fuhr fort: »Was Serafino und seine Leute betrifft, so haben sie keineswegs ihren hübschen, jungen Körper mißbraucht, wie Hoffer andeutete. Sie arbeiten für das Mädchen. Sie ist nur deshalb noch am Leben, weil sie hier oben bleibt. Das ist alles.«

Ich erzählte ihm die ganze Geschichte in allen Einzelheiten, sogar den Verdacht des Mädchens bezüglich des Todes ihrer Mutter, und beobachtete ihn dabei eingehend. Als ich fertig war, stand er auf und starrte hinunter ins Wasser. Dann warf er eine Handvoll Steinchen hinein.

»Damit wäre zumindest so manches erklärt. Kurz bevor wir gingen, hat Hoffer noch ein paar Worte mit mir gesprochen. Er sagte mir, er mache sich Sorgen, weil das Mädchen früher schon an einer Art von Geisteskrankheit gelitten hat. Sie sei ein

paarmal erfolglos behandelt worden. Er sagte weiter, sie sei mannstoll, und die Geschichte hier mache ihr vermutlich auch noch Spaß. Er schien anzunehmen, daß sie nicht freiwillig mitgehen würde. Er sagte, sie könnte leicht hysterisch werden und die wildesten Anschuldigungen ausstoßen.« Er drehte sich zu mir um. »Bist du sicher, daß sie nicht...«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe mit Serafino gesprochen. Er sagte, daß er dafür bezahlt worden sei, das Mädchen umzubringen, es sich dann aber anders überlegt habe, weil er Hoffer eins auswischen wollte. Er mag ihn nicht.«

»Dieser Schweinehund.« Burke warf noch ein paar Steinchen ins Wasser. »Ich mag ihn auch nicht.«

Damit war meine Hauptsorge behoben. Ich spürte deutlich, wie die Spannung in mir nachließ, und plötzlich empfand ich eine tiefe Zuneigung zu Burke, verbunden mit einem Schuldgefühl, weil ich auch nur entfernt an die Möglichkeit gedacht hatte, daß er einer solchen Tat fähig sein könnte.

Er zog das zweitemal seine Zigarettenspackung hervor. Sie war leer, und er warf sie ins Wasser. Ich gab ihm eine von meinen Zigaretten. Als er sie anzündete, merkte ich, daß seine Hände zitterten. Er starrte ins Leere.

»Mein Gott, was war ich für ein Narr! Ich wußte doch, daß an der ganzen Geschichte etwas nicht stimmte. Von Anfang an wußte ich es, und trotzdem ließ ich es geschehen.«

»Warum, Sean?« fragte ich.

»Ach, die Belohnung war nicht übel, und es war das einzige Angebot, mit dem ich rechnen konnte.« Er zuckte die Achseln. »Man ändert sich, wenn man alt wird, das wirst du auch noch feststellen. Dann greift man nach jedem Strohalm, geht die falschen Risiken ein und schaut beiseite, wenn man es nicht sollte. Plötzlich spürt man, wie schnell die Jahre vergehen und daß man am Ende ist.«

Der Zigarettenrauch kam ihm plötzlich in die falsche Kehle. Er beugte sich vor und rang krampfhaft nach Atem. Der Anfall

war alles andere als angenehm. Ich legte ihm den Arm um die Schulter, und er lehnte sich hart an mich, während er sich fast die Lunge aus dem Leib hustete.

Nach einer Weile kam er wieder zu Atem und lächelte matt. »Ist schon wieder gut.« Er klopfte sich auf die Brust. »Ich fürchte, die alten Lungen sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren.«

Darin lag die Antwort auf viele andere Fragen.

»Wie schlimm ist es eigentlich?«

Er versuchte zu lächeln. »Schlimm genug.«

Dann erzählte er es mir. Es war nicht Krebs, wie ich schon gedacht hatte, aber trotzdem genauso schlimm. Irgendeine seltene Krankheit, bei der sich eine Wucherung wie giftiges Kraut in den Lungen ausbreitete und ihn würgte. Es gab keine Heilung, und Medikamente konnten nur das unvermeidliche Ende noch eine Weile hinauszögern.

Es wäre eine Untertreibung gewesen, wenn ich gesagt hätte, daß ich ein schlechtes Gewissen hatte. Mir war regelrecht übel. Es gab für mich keine Entschuldigung. Da ich diesen Mann genau kannte, hätte ich wissen müssen, daß es für sein abwegiges Benehmen eine logische Erklärung geben mußte.

Mir fiel nichts weiter ein als der denkbar banalste Satz der ganzen Welt: »Es tut mir leid, Sean.«

Er lächelte und klopfte mir auf die Schulter. »Schon gut, Stacey. Jetzt kommt es nur darauf an, was wir machen sollen.«

Ich erzählte ihm von Joanna Truscotts Angebot. »Ich weiß nicht, was sie vorhat, aber auf diese Weise würde niemand etwas verlieren. Ich würde Hoffer auch gern eins auswischen.«

»Ich auch«, sagte er leidenschaftlich. »Ich werde mit Pete und Legrande darüber reden.«

Sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen miteinander. Als sie zu mir herüberkamen, fiel mir auf, wie müde Legrande aussah.

»Dann ist alles klar«, sagte Burke. »Und die Hälfte des

Geldes haben wir sowieso als Vorschuß bekommen. Dann wollen wir mal sehen, ob wir den Schweinehund nicht zum Schwitzen bringen können.«

Er blieb abrupt stehen und schluckte hart. Im ersten Augenblick dachte ich schon, daß es ein zweiter Anfall sein könnte, aber diese Annahme war grundfalsch.

»Mein Gott«, sagte er. »Etwas haben wir alle miteinander völlig vergessen – eine geradezu großartige Gelegenheit. Hoffer erwartet uns ab Mittag mit seinem Fahrzeug auf der Straße nach Bellona.«

»Du meinst, wir könnten ihm eine böse Überraschung bereiten?«

Er lächelte ein wenig. Es war eigentlich kein richtiges Lächeln, aber er sah wieder genauso aus wie früher – ein durch und durch gefährlicher Mann.

»Wir können es zumindest versuchen. Aber mit Reden vergeuden wir nur Zeit. Tun wir uns lieber so schnell wie möglich mit den anderen zusammen, damit wir etwas vorbereiten können.«

In einer Reihe traten wir rasch ins Freie hinaus. Ich hatte die Spitze übernommen. Ich spürte die Energie in mir und fühlte mich stark genug für jede Strapaze. Ein schweres Gewicht war mir von den Schultern und von der Seele genommen.

Was Burke betraf, so mochte sein Zustand zwar bedauerlich sein, aber ich fühlte mich doch erleichtert, weil es mir die ansonsten unerklärliche Veränderung seines Verhaltens, die ich festgestellt hatte, plausibel werden ließ.

Am Rand der Lichtung blieb ich stehen, etwa dreißig Schritte von der Hütte entfernt. Man hatte uns offenbar schon gesehen; denn niemand ließ sich blicken. Ich wartete, bis die anderen aufgeschlossen hatten. Dann sagte ich Burke, daß ich allein vorausgehen würde, um alles vorzubereiten. Die Brüder Vivaldi und Joe Ricco hatten auf mich den Eindruck gemacht, daß sie zu allem fähig waren, und in diesem Stadium wollte ich

nicht, daß ein unglückliches Mißverständnis noch alles ruinierte.

Während ich mich durch das Unterholz hindurcharbeitete, rief ich laut Serafinos Namen. Ich hob die Hände über den Kopf. Als ich etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, öffnete sich die Tür, und er spähte vorsichtig heraus. Dabei hielt er mein Sturmgewehr schußbereit in der Hand.

»Alles in Ordnung«, rief ich. »Es ist alles klar.«

Hinter seiner Schulter tauchte Joanna Truscott auf. Sie sah mir unsicher entgegen. »Sie haben es fertiggebracht, die anderen zu überzeugen?«

»Mehr noch: Hoffer kommt heute nachmittag selbst auf die Straße nach Bellona, um uns abzuholen. Es könnte sein, daß er dann eine verteilte Überraschung erlebt.«

Ich hatte das in italienisch gesagt. Serafinos Miene erhellte sich. »He, das gefällt mir aber. Dem Kerl könnte ich höchstpersönlich die Gurgel durchschneiden. Okay, Stacey Wyatt, ruf deine Freunde herunter.«

Er stieß einen scharfen Pfiff aus. Die Brüder Vivaldi und Joe Ricco tauchten an verschiedenen Stellen am Rand der Lichtung auf. Serafino grinste entschuldigend. »Ich riskiere nie gern etwas.«

Ich winkte Burke und die beiden anderen herbei. Das Mädchen trat an meine Seite. »Sie sind sicher, daß mein Stiefvater selbst kommen wird?«

»Das hat er zumindest gesagt.« Burke hatte den halben Weg über die Lichtung zurückgelegt. Die anderen hielten sich dicht hinter ihm, und ich schob Joanna Truscott lächelnd ein Stück auf ihn zu. »Hier ist sie, Sean, das Corpus delicti des ganzen Manövers.«

In einem einzigen schrecklichen Augenblick erkannte ich diesen Gesichtsausdruck wieder, den ich schon so oft gesehen hatte, aber da war es schon zu spät. Das Gewehr flog an seine Schulter, und er schoß ihr eine Kugel in den Kopf.

13

Ich verdanke Jules Legrande mein Leben. Er schoß mich nämlich in derselben Sekunde an, als Burke das Mädchen umbrachte.

Wenn ein A.K.-Gewehr abgefeuert wird, dann entwickelt das Geschoß an der Mündung eine Energie von eineinhalb Tonnen. Die Waffe war von den Chinesen nicht nur dazu konstruiert worden, daß sie einen angreifenden Marineinfanteristen stoppte, sondern sie schleuderte ihn noch einen guten Schritt zurück. Ich lag also flach auf dem Rücken, als Pete Jaeger das Feuer mit der Maschinenpistole auf mich eröffnete.

Serafino war der einzige, der noch einen Schuß abfeuern konnte, ehe er zu Boden ging. Soweit ich sehen konnte, war es ein Sonntagsschuß, der Legrande den halben Kopf wegriß. Aber da rollte ich mich schon in die Deckung des gestürzten Baumstamms, weg aus der Schußlinie.

Die UZI ließ kleine Dreckfontänen aufspritzen, die auf mich zuwanderten. Dann hörten sie abrupt auf, als das Magazin leer war. Ich sprang auf und rannte geduckt auf die Bäume zu.

Mein rechter Arm schlenkerte nutzlos hin und her. Aus dem Loch in der Schulter spritzte das Blut. Ich empfand keine Schmerzen, dafür war der Schock noch zu groß. Schmerzen kamen immer erst später. Im Augenblick beherrschte mich nur ein einziger Gedanke: Ich wollte am Leben bleiben.

So stolperte ich weiter. Hinter mir hörte ich die Schreie der Sterbenden, ein paar verwirrte Rufe und dann mehrere Geschosse, die unangenehm dicht an mir vorüberzwitscherten. Sie schlugen rings um meinen Kopf in die Zweige.

Gleich darauf eröffnete die UZI wieder das Feuer. Jaeger bestrich damit das ganze Gelände von einer Seite bis zur anderen und schnitt eine Schneise ins Unterholz.

Wenn ich blieb, wo ich war, hatte ich noch ein paar Sekunden zu leben – höchstens. Das genügte mir nicht, da es

noch einige Rechnungen zu begleichen gab. Ich bog scharf nach rechts ab, zwängte mich durch die dichten Büsche und stürzte mich kopfüber ins Wasser.

Die eisige Kälte war wunderbar und brachte mich wieder in Schwung. Ich kam nach oben, holte tief Luft und tauchte wieder.

Wenn ich mich allein hätte auf mein Schwimmen verlassen müssen, wäre ich nicht weit gekommen. Meinen rechten Arm konnte ich nicht gebrauchen, aber die Strömung war stärker als erwartet. Sie packte mich mit eisernem Griff und zog mich vom Ufer weg. Als ich wieder auftauchte, fand ich mich mitten in der Strömung.

Vom Ufer her hörte ich einen Schrei. Jaeger brach durchs Gebüsch. Er sprang bis an die Knie ins Wasser, und als er die UZI hob und abdrückte, stand Burke schon neben ihm. Ich tauchte wieder, und ein paar Augenblicke später gab es plötzlich eine heftige Erschütterung im Wasser. Die Luft wurde mir aus den Lungen gepreßt, und ich spürte, wie mich etwas hochhob.

Ich sah Burke dastehen, merkte, wie sein Arm sich in weitem Bogen bewegte und wie dann die zweite Handgranate durch die Luft flog. Sie landete etwa einen Meter von mir entfernt. Die Strömung rettete mir das Leben. Sie zog mich wieder nach unten und spülte mich über die Felskante hinweg, bevor die Granate explodierte. Als es krachte, stürzte ich gerade sieben Meter tief in das untere Becken.

An dieser Stelle war das Wasser etwa drei Meter tief. Ich berührte den Grund, tauchte wieder auf und ließ mich von der Strömung auf die andere Seite hinübertreiben. Ich landete sanft auf flachem, schwarzem Strand im Schutz überhängender Büsche.

Im nächsten Augenblick war ich in ihrem Schutz verschwunden. Immer noch trieb mich jene phantastische Energiereserve an, die in uns allen steckt und nur dann zutage

tritt, wenn man sich in wirklicher Gefahr befindet. Ich suchte mir die dichteste Stelle im Gebüsch aus, kroch hinein und blieb zitternd liegen.

Ich entdeckte, daß ich den Smith & Wesson immer noch bei mir trug. Er war dank des Federhalters nicht herausgefallen. Ich holte die Waffe ungeschickt mit der linken Hand hervor und blieb abwartend liegen. Im Wald war es jetzt still. Ich war in einer urtümlichen Welt ganz allein, und das Unterholz schloß mich von allen Seiten ein. Irgendwo in der Nähe sang süß ein Vogel, ein anderer antwortete ihm, dann hörte ich leises Stimmengemurmel.

Diese Stimmen schienen aus einer anderen Welt an mein Ohr zu dringen und überhaupt nichts mit mir zu tun zu haben. Ich konnte jedenfalls kaum verstehen, was da gesagt wurde.

Das einzige, was ich klar und deutlich verstand, war der Satz: »Kannst du irgendwo die Leiche entdecken?« Der rauhe, südafrikanische Akzent konnte nur Pete Jaeger gehören. Das zumindest hieß, daß man mich für tot hielt; vermutlich nahm man an, daß die zweite Handgranate mich erledigt hatte.

Burkes Stimme antwortete etwas, dann wurde es wieder still. Ich lag auf dem Bauch, spürte, wie sich etwas in meine Rippen bohrte, und erinnerte mich an Rosas Abschiedsgeschenk. Mit den Zähnen schraubte ich die Feldflasche auf und setzte sie an die Lippen. Der Brandy rann mir wie flüssiges Feuer durch die Kehle und explodierte in meinem Magen mit warmer Glut.

Ein einzelner Schuß ertönte. Vermutlich wurde ein Sterbender erledigt. Ich lag da und wartete. Mit jeder Minute wurden die Schmerzen in meinem Arm stärker. Ich dachte an Burke und daran, wie er mich hereingelegt hatte.

Nein, es war noch schlimmer: Er hatte mich auf der ganzen Linie geschlagen. Ich dachte auch darüber nach, wie ich mit ihm abrechnen wollte. Diese Gelegenheit malte ich mir in verschiedenen Variationen aus, trank noch etwas Brandy und wartete weiter.

Nichts lernt sich so schwer wie Warten, aber einem Soldaten bleibt nichts anderes übrig, wenn er den Krieg überleben will. In Kasai kauerte ich einmal mit Burke und vier anderen in einem knapp ein Meter tiefen Graben, während der Boden über uns von schwerem MG-Feuer zerpflügt wurde. Burke ermahnte uns, daß wir uns jetzt in Geduld üben mußten, denn herauszuspringen wäre Wahnsinn gewesen. Aber die anderen brachen einer nach dem anderen zusammen, suchten das Heil in der Flucht und wurden niedergemäht. Als es fünf Stunden später dunkel wurde, krochen Burke und ich völlig ungefährdet davon.

Meine Schulter hatte aufgehört zu bluten. Das verdankte ich vermutlich dem eiskalten Wasser des Gebirgsbaches. Gott sei Dank war es ein glatter Durchschuß, wie ich im nächsten Augenblick entdeckte, als ich mit den Fingerspitzen der linken Hand ganz vorsichtig die Schulter betastete. Auch die Ränder der Ausschußöffnung schienen sich eng geschlossen zu haben. Natürlich hatte ich Blut verloren, aber es bestand keine unmittelbare Gefahr, und ich konnte vorerst auf einen Notverband verzichten.

Ich ließ etwa eine Stunde verstreichen. Dann arbeitete ich mich vorsichtig zwischen den Bäumen hindurch bis zum höchsten Punkt der Felskante. Von hier aus sah ich die Hütte, den Rauch des Feuers, aber kein Lebenszeichen.

Drüben in dem Gebüsch rechts von mir bewegte sich etwas. Geduckt wartete ich, dann erschien einer der Esel. Ein Geier stieß einen rauhen Schrei aus, schwebte über die Lichtung und stieg dann wieder in die Luft. Nach einer ganzen Weile ließ er sich auf dem Dach der Hütte nieder. Das hätte er niemals getan, wenn noch ein menschliches Wesen in der Nähe gewesen wäre. Ganz vorsichtig schlich ich hinüber zur Lichtung. Als ich in die Nähe kam, schwang sich der Geier empor und ließ mich mit den Toten allein.

Zuerst stieß ich auf Legrandes Leiche. Allerdings war sie

kaum noch zu erkennen. Man hatte ihm seinen Tarnanzug ausgezogen, vermutlich, um jedes Aufsehen zu vermeiden.

Serafino und seine drei Freunde lagen so dicht beisammen, daß sich ihre ausgebreiteten Arme und Beine berührten. Im Tod zeigte Serafino mit entblößten Zähnen ein wildes Lächeln. Ich schätzte, daß er sieben oder acht Geschosse abbekommen hatte. Die anderen lagen ähnlich da bis auf Joe Ricco, der sich vermutlich zur Flucht gewandt hatte; er hatte seine Ladung in den Rücken bekommen.

Nun war mir alles völlig klar. Das Mädchen hatte recht gehabt: Hoffer hatte es wirklich nur auf ihren Tod abgesehen und zusammen mit Burke alles geplant. Nun würde er zur Polizei laufen, widerstrebend seine Geschichte von der Entführung, von der Lösegeldzahlung und davon erzählen, daß es ihm nicht gelungen sei, das Mädchen zurückzuholen. Die Polizei mußte zumindest so tun, als ob, man würde die Gegend der Form halber absuchen, wie sie es so oft zuvor getan hatten, und damit rechnen, daß Serafino ihnen wieder eine Nasenlänge voraus war – nur war es diesmal anders.

Wenn sie diesmal mit ihrer Suche an der gewohnten Stelle begannen, würden sie auf die Metzerei stoßen, scheinbar auf die Überreste eines Kampfes zwischen rivalisierenden Banden, wie das Mädchen mir gegenüber angedeutet hatte.

Dann würden sie in der Kathedrale von Palermo ein paar Kerzen anzünden, Hoffers Freunde würden ihre Beileidsbesuche abstatten, und er konnte sich mit einer Hand eine Träne abwischen, während er mit der anderen jene Papiere unterschrieb, die ihm zweieinhalb Millionen verschafften.

Das Mädchen lag halb auf der Seite. Als ich sie umdrehte, hielt ich unwillkürlich die Luft an. Ihr Gesicht war blutüberströmt, und schon ließen sich Fliegen darauf nieder. Ich hatte den Tod in all seinen schrecklichen Erscheinungsformen immer und immer wieder erlebt, und dennoch ging ich jetzt plötzlich in die Hocke, weil mir schwach wurde. Das Mitleid

überwältigte mich, die Trauer um die Tragödie, die diesem jungen Mädchen zugestoßen war.

Wieder mußte ich an Burke denken. Er hatte mich zum Narren gehalten – bis zuletzt, hatte Jaeger mitgenommen und sogar den armen, alternden Legrande, vermutlich mit der Zusage einer größeren Belohnung, als er mir jemals versprochen hatte. Wenn man es sich recht überlegte, war es eine schauspielerische Meisterleistung.

Dann durchlief mich ein Ruck, und ich merkte, wie ich ihn laut und wütend verfluchte.

Ich glaube, in diesem Augenblick wurde ich ganz und gar zum Sizilianer. Die Wut kochte über und bildete einen Strom des Hasses. »Und so möge ich das Blut jenes trinken, der dich getötet hat.« Ich hatte diese uralte Formel laut gesprochen. Ich berührte sanft ihr Gesicht, und das Blut blieb an meinen Fingern kleben. Die Finger hob ich an die Lippen.

In diesem Augenblick stieß sie einen vernehmlichen Seufzer aus und bewegte sich.

Jeder hätte sie vermutlich für tot gehalten, so schrecklich sah sie aus. Sie verdankte ihr Leben der reichlichen Blutmenge, die aus ihrer Wunde geflossen war, ihr Gesicht bedeckte und es zu einer schrecklichen Totenmaske veränderte.

Das Feuer war beinahe niedergebrannt, doch das Wasser in dem alten Kessel war noch warm. Ich trug ihn mit der linken Hand herüber und schüttete ihr die Hälfte des Wassers ins Gesicht. Das meiste von dem Blut wurde sofort weggewaschen. Sie stöhnte, drehte den Kopf zur Seite und dann wieder zurück.

Ich hockte mich neben sie, zog mein klatschnasses Taschentuch hervor und tupfte behutsam das übrige Blut weg. Die Kugel hatte ihr eine tiefe Fleischwunde gerissen, die dicht über der rechten Schläfe begann und sich bis über das Ohr hinzog. Sie blutete immer noch, aber nicht mehr stark.

In einer Seitentasche am rechten Bein hatte ich den üblichen

Schnellverband, ich holte ihn heraus, riß mit den Zähnen die wasserdichte Verpackung auf und breitete den Inhalt aus: zwei Notverbände und drei Morphinampullen mit einer kleinen Spritze.

Zwei der Ampullen spritzte ich ihr nacheinander in den Arm. Sie würde sie in den nächsten Stunden nötig haben, weil ich es mir nicht leicht vorstellte, sie von hier wegzuschaffen.

Mit der dritten Ampulle in der Hand zögerte ich und überlegte, ob ich sie für mich verwenden sollte. Aber dann entschied ich mich doch dagegen, ich brauchte einen klaren Kopf, und der Gedanke war nicht abwegig, daß schon der Schmerz, der sich von meiner Schulter ausbreitete, mich wachhalten würde.

Ich setzte sie auf, schob ihr mein Knie hinter den Rücken und lehnte sie dagegen. An jedem Ende des Notverbandes war eine Mullbinde von gut einem Meter befestigt. Als ich ihr das alles um den Kopf gewickelt hatte, begann das Morphin seine Wirkung zu tun. Die Anspannung wich von ihrem Gesicht. Als ich sie wieder zurücksinken ließ, wirkte sie ruhig und entspannt. Nur ihre ungewöhnliche Blässe deutete darauf hin, daß etwas nicht stimmte.

Ich nahm mein Halfter von der rechten Seite und befestigte es auf der linken meines Gürtels. Dann brachte ich es mit einiger Mühe fertig, mir den anderen Notverband an der eigenen Schulter zu befestigen. Ich nahm den Riemen von Serafinos MI und knüpfte ihn so an meinen Gürtel, daß mein rechter Arm unbeweglich gegen den Körper gepreßt wurde.

Die Sonne brach jetzt allmählich durch den Dunst. Als ich einen Blick auf die Uhr warf, sah ich, daß es noch nicht einmal sieben war. Ich zog meine Landkarte hervor, die auf eine Nylonunterlage geklebt war und daher trotz des Bades in einem Stück geblieben war. Dann sah ich mir unsere Lage an.

Hoffer hatte gesagt, daß er uns an einem, bestimmten Punkt auf der Straße nach Bellona ab Mittag erwarten wollte. Ich

hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Selbst wenn er nicht persönlich kam, würde er doch jemanden mit einem Fahrzeug schicken. Burke und Pete Jaeger brauchten auf niemanden Rücksicht zu nehmen und würden sicherlich schnell vorankommen, angetrieben von dem Gedanken, ihren Auftrag erledigt zu haben. Ich war sicher, daß sie den Treffpunkt mehr als rechtzeitig erreichen würden.

Mir selbst blieb nichts anderes übrig, als mich nach Bellona auf den Weg zu machen. Ich glaubte kaum, daß ich es in einer kürzeren Zeit als sechs bis sieben Stunden schaffen würde, und selbst dann mußte ich noch mit der Möglichkeit rechnen, daß mir unterwegs die Beine nachgeben oder der Körper den Dienst versagen würde.

Als mich die ersten Sonnenstrahlen berührten, schauderte ich ein wenig und merkte erst jetzt, wie durchnäßt ich war. Ich holte Rosas Taschenflasche hervor und trank noch einen Schluck Brandy. Joanna Truscott lag ganz still da, und sie hatte beide Arme locker von sich gebreitet. Da sie keinerlei Lebenszeichen von sich gab, hätte sie genauso gut eine Marmorgestalt sein können, die auf dem Deckel ihrer eigenen Gruft lag.

Wenn ich sie hierließ und mich sehr beeilte, konnte ich es in fünf bis sechs Stunden bis Bellona schaffen, immer vorausgesetzt, daß ich nicht unterwegs zusammenbrach. Selbst ein so tüchtiger Mann wie Gerda würde dann etwa eine Stunde brauchen, um eine Rettungsmannschaft zusammenzustellen. Der Rückweg hinauf in die Berge mußte noch mehr Zeit in Anspruch nehmen.

So war die Lage also: Wenn ich sie hierließ, mußte sie mindestens fünfzehn bis sechzehn Stunden allein hier liegen, höchstwahrscheinlich noch länger. Bis dahin konnte sie tot sein, und das wollte ich unter gar keinen Umständen zulassen. Sie mußte am Leben bleiben, und ich wollte dabeisein und Hoffers Gesicht sehen, wenn er es erfuhr.

Die Tiere, die zuvor so friedlich hier gegrast hatten, waren

verschwunden, offenbar verjagt von der Schießerei. Neben der Tür der Hütte hingen ein paar Zügel. Ich nahm einen davon, ging ein Stück in den Wald hinein, bis ich schließlich zwei der Ziegen und einen der Esel fand, die nebeneinander an einem Busch knabberten. Der Esel ließ sich von mir die Zügel anlegen und ohne Schwierigkeiten auf die Lichtung zurückführen. Ich band ihn neben der Hütte an.

Das Tier hatte vermutlich den Nachschub für Serafino und seine Männer heraufgeschleppt. Das bedeutete, daß es irgendwo einen Packsattel geben mußte. Ich fand zwei Exemplare davon in der Hütte, beide, wie hier üblich, aus Holz und Leder gefertigt, mit einem großen V-förmigen, hölzernen Trog versehen, in den die Säcke gepackt werden konnten.

Der Brandy war mir zu Kopf gestiegen, die Schmerzen in meiner Schulter schienen im Augenblick etwas zurückzugehen. Ich schleppte einen der Sättel hinaus und brachte es beim dritten Versuch fertig, ihn dem Esel auf den Rücken zu schwingen. Weiß Gott, was geschehen wäre, wenn das Tier sich starrsinnig verhalten hätte, aber es stand ganz friedlich da und knabberte am Gras herum, während ich den Sattelgurt festzurte.

Schwieriger war es schon, Joanna Truscott hinaufzubugsieren, aber nach einigem Bemühen hatte ich sie vor mir knien und ließ sie mir quer über die linke Schulter fallen. Ich legte sie mit dem Rücken in den hölzernen Trog, und zwar ganz und gar nicht sanft, aber sie gab keinen Laut von sich, sie blieb regungslos da liegen, das Gesicht dem Himmel zugewandt, die Beine zu beiden Seiten herabbaumelnd. Ich holte eine Decke aus der Hütte und deckte sie so gut wie möglich zu, dann band ich sie mit einer alten Schnur fest.

Als ich fertig war, lief mir der Schweiß aus allen Poren. Ich setzte mich hin und tastete automatisch nach meinen Zigaretten. Ein durchweichtes, gelbgefärbtes Papierknäuel war alles, was davon übriggeblieben war. Ich ging hinüber zu den

Leichen und fand eine Packung in Riccos Brusttasche. Es war eine hier übliche billige, scharfe Marke, aber immer noch besser als gar nichts. Ich rauchte eine Zigarette bis zum Ende, genehmigte mir noch einen Schluck von Rosas Brandy, wickelte mir dann das Ende des Zügels fest um die linke Hand und brach auf.

Als ich an jenem Morgen durch die Wildnis des Monte Cammarata stolperte, hörte die Zeit auf zu existieren, die Steine, die unfruchtbaren Täler und die kahlen Hügel flossen mit dem Horizont zusammen wie ein Bild, das unscharf eingestellt ist, und ich marschierte blindlings weiter.

Nichts drang in mein Bewußtsein durch. Ich stolperte vor meinem Esel dahin, da sagte ganz deutlich eine Stimme: ›Es gibt zwei Arten von Menschen auf der Welt: Klaviere und Klavierspieler.‹

Das hatte Burke zu mir gesagt, als wir beisammen in der Bar von Mawanza saßen.

Ein unnötig kompliziertes Gleichnis, das nur eines besagte: Es gab solche, die etwas geschehen ließen, und andere, die es taten. Aber damals hatte ich ihm geglaubt.

Wie ich jetzt da am Berg stand, verfolgten mich wieder jene Worte aus der Vergangenheit, und beim Gedanken an diesen Vorfall wurde mir plötzlich klar, daß ich ihm persönlich völlig gleichgültig war. Er hatte nur an sich selbst gedacht – und so war es immer gewesen. Er mußte mich zusammenstauchen und zu seiner Denkweise bekehren, weil er mich brauchte. Weil ich für ihn genauso wichtig geworden war wie die Waffe in seiner Hand. Eine erstklassige, tödliche Waffe. Das war ich für ihn – und etwas anderes war ich nie gewesen.

Ich stolperte weiter, zog den Esel hinter mir her, und die Vergangenheit ging mir durch den Kopf. Diese Vergangenheit hieß Burke.

Seine Beziehungen zu Pete Jaeger waren offenbar anderer

Art, aber in dieser Weise war er mir niemals krumm gekommen, weil ihn wohl sein Instinkt davor warnte.

Wie schon gesagt, duldete er anfangs nur widerwillig meine Neigung zu Frauen und Schnaps. Wenn ich mich jetzt rückblickend daran erinnerte, wie sich seine Haltung allmählich, was diese Dinge betraf, in wohlwollendes Verständnis verwandelte, fragte ich mich, inwieweit er wohl kapiert hatte, daß er mich dann leichter für seine Zwecke einsetzen konnte.

Wer war ich eigentlich – Stacey Wyatt oder nur Sean Burkes Kreatur? Nein! Zum Teufel damit! Ich war nur ich selbst, eine andere Art von Klavierspieler, ein Mann, der nur für sich selbst und für keinen anderen spielte.

Wir waren nun schon seit gut vier Stunden unterwegs. Als ich anhielt und nach dem Mädchen sah, hatte sich ihr Zustand nicht verändert, doch sie atmete immer noch leise, und nur darauf kam es an.

Ich selbst war längst jenseits aller Schmerzen. Meine Schulter existierte nur als dumpfer Schmerz, ich hatte ganz vergessen, daß ich überhaupt einen rechten Arm besaß, und als sich Wolken vor die Sonne schoben und schwere Regentropfen gegen die Steine ringsum spritzten, faßte ich neuen Mut – ich, Stacey Wyatt, der große Überlebenskünstler.

Wenn im Spätfrühling oder Frühsommer die erste richtige Hitze einsetzte, sind im sizilianischen Hochland heftige Gewitter an der Tagesordnung, und gelegentlich dauert so ein Wolkenbruch über den Bergen einen halben Tag oder noch länger.

Wenn ich jetzt zurückblicke, war es wohl der Regen, der uns rettete. Manche Menschen sind von Natur aus Regenfreunde – es ist für sie wie eine Aufmunterungsspritze, wenn sie nur im Freien sein und spüren dürfen, wie das Wasser auf sie niederprasselt. Ich habe immer zu dieser glücklichen Sorte gehört, und deshalb bedeutete das schwere Gewitter, das an

jenem Morgen über der Cammarata niederging, für mich auch einen psychologischen Auftrieb. Aber es steckte noch mehr dahinter. Plötzlich wurde die Erde lebendig. Ich schritt nicht mehr durch eine tote Welt, überall war Frische zu spüren.

Vielleicht fieberte ich ein wenig, denn ich merkte plötzlich, wie ich das berühmte alte Marschlied der Fremdenlegionäre sang, das Legrande mir vor Jahrhunderten beigebracht hatte, als wir noch Brüder waren – bevor sich die Korruption ausgebreitet hatte.

Der Regen prasselte jetzt laut herab. Ich marschierte über eine Anhöhe, die sich quer vor das Ende eines kleinen Tales schob, sah durch den grauen Regenvorhang hinunter und erkannte neben dem weißen Streifen, der die Straße darstellte, den Ort Bellona.

Ich mußte laut lachen und schrie zum Himmel hinauf: »Jetzt hab' ich dich, Burke. Bei Gott, jetzt hab' ich dich!«

Ich drehte mich um und griff wieder nach dem Zügel des Esels. Dabei merkte ich, daß Joanna den Kopf zur Seite gedreht hatte und die Augen geöffnet hielt. Eine ganze Weile starrte sie mich vollkommen ausdruckslos an, dann glitt unendlich langsam ein Lächeln über ihre Züge.

Ich brachte kein Wort hervor, sondern berührte nur ganz einfach behutsam ihre Wange. Dann nahm ich den Zügel wieder auf und stolperte den Hügel hinunter.

14

Diese letzte Stunde auf den unteren Hängen war die allerschlimmste. Die dünne Erdkrume, durchweicht vom unablässigen Regen, erwies sich als sehr tückisch. Ich glitt zweimal aus und verlor das Gleichgewicht, und einmal rutschte auch der Esel zur Seite, so daß mir der Zügel aus der Hand gerissen wurde. Das Herz schlug mir bis in den Hals hinauf. Eine Sekunde lang sah es so aus, als würde er stürzen. Das wäre eine Katastrophe gewesen.

Joanna Truscott hatte die Augen wieder geschlossen. Ich nahm an, daß sie in ihre Bewußtlosigkeit zurückgeglitten war. Ich packte den Zügel des Esels dicht vor seinem Maul und setzte den Abstieg fort. Ich hielt dabei mit aller Kraft, die noch in mir steckte, und mit eisernem Willen seinen Kopf hoch.

Wieder hörte die Zeit auf zu existieren. Jetzt lag es aber wohl mehr daran, daß sich das Fieber stärker bemerkbar machte. So rutschten wir miteinander durch Dreck und Regen hinunter, und einmal merkte ich, wie jemand dem Esel ganz vernünftig zuredete, er sollte sich wie ein Mann benehmen und weitermachen. Dann begann dieselbe Stimme wieder zu singen. Es war das Echo jenes Trompetenrufs, der von den Hoggar-Bergen der südlichen Sahara bis zu den Sümpfen Indochinas erklungen war.

Ich schien in einen finsternen Brunnen hinabzusinken, in dem nichts existierte als ein winziger, flackernder Lichtpunkt am Ende eines langen Tunnels. Dann kam ich wieder heraus, blinzelte und merkte, wie ich mich mit beiden Händen an den Zügel klammerte, als hinge mein Leben davon ab.

Ich weiß nicht mehr, an welcher Stelle ich meinen rechten Arm losband. Ich merkte nur, daß ich ihn gebraucht hatte – vermutlich ging es nicht anders – und daß der Notverband blutdurchtränkt war.

Das Blut hatte die schönste Farbe, die mir jemals begegnet

war. Es hob sich leuchtend gegen das gedämpfte Grün und Braun meines Tarnanzugs ab. Die Welt war wunderbar und großartig, und das Blut mischte sich mit dem Grün und dem grauen Regen, der niederrauschte.

Schafe ergossen sich über einen Hügel wie eine Flut von schmutzigem Wasser. Sie umdrängten mich, und in einiger Entfernung stand ein abgerissener Hirte, drehte sich um und rannte dann den Pfad hinunter zum Dorf.

Ich kam an der Stelle vorbei, wo ich zusammen mit Rosa in einer Mulde in der Sonne gelegen hatte. Mit der hübschen, reizvollen Rosa, die mich hatte warnen wollen, es aber dann doch nicht wagte – weil sie Angst vor Karl Hoffer hatte.

Zu meinen Füßen sah ich jetzt auch Blut. Das war so seltsam, daß ich den Kopf schüttelte. Der Blutfleck verwandelte sich in einen roten Alfa Romeo, der siebzig Meter weiter unten auf dem Hof hinter Gerdas Haus stand. Stimmen schrien durcheinander, und Männer rannten den Weg entlang auf mich zu.

Als Junge fiel ich einmal in der Villa Barbaccia von einem Baum und lag eine Stunde lang bewußtlos da, bis Marco mich fand. Genauso sah er jetzt aus, und nicht einen Tag älter. Das überraschte mich. Es war derselbe Gesichtsausdruck – eine Mischung aus Zorn und Ärger und Liebe. Wie seltsam nach all den vielen Jahren.

Ich lag im Dreck, und er hielt mich an sein Knie gelehnt. »Schon gut, jetzt ist alles gut, Stacey.«

Ich packte ihn vorn bei seinem teuren Ledermantel. »Hoffer, Marco – Hoffer und Burke. Die gehören mir. Sag das Vito. Sag's dem Capo. Sie gehören mir. Mir allein. Meine Vendetta! Meine Vendetta!«

Ich schrie die Worte laut hinaus, und die Männer von Bellona standen schweigend und mit steinernen Gesichtern im Kreis herum wie die Furien in einem griechischen Drama, die bereitwillig auf das blutige Ende warten.

Die Sprünge an der Decke gaben ein interessantes Muster. Wenn man lange genug hinsah, erkannte man eine Landkarte von Italien einschließlich des Absatzes, aber ohne Sizilien.

Sizilien!

Ich schloß die Augen, und hundert verschiedene Dinge gingen mir durch den Kopf. Als ich sie wieder aufmachte, stand Marco neben dem Bett, die Hände in den Taschen seines prächtigen Ledermantels.

»Das ist ein schöner Mantel«, sagte ich.

Er zeigte mir dasselbe Lächeln, das ich als Junge so oft gesehen hatte. »Wie fühlst du dich?«

Ich war in eine dicke, graue Decke gewickelt. Als ich sie zurückschlug, stellte ich fest, daß ich immer noch meinen Tarnanzug trug, daß man mir meine Schulter mit weißen Leinenstreifen frisch verbunden hatte, die offenbar von einem zerrissenen Bettuch stammten. Ich gab mir einige Mühe und saß schließlich auf der Bettkante, die Füße auf dem Boden.

»Vorsicht«, warnte mich Marco. »Du kannst von Glück reden, daß,du überhaupt noch am Leben bist.«

»Da irrst du dich«, erwiderte ich. »Damit liegst du vollkommen falsch. Ich bin nicht unterzukriegen. Ich werde ewig leben.«

Er lächelte jetzt nicht mehr. Als die Tür aufging und Gerda mit raschen Schritten hereinkam, bemerkte ich an seinem Gesichtsausdruck, daß ich wohl geschrien haben mußte.

Ich sah den Smith & Wesson auf einem kleinen Nachttisch liegen, griff danach und drückte ihn mir ans Gesicht. Das Metall war so kalt, daß es an der Haut brannte – so fühlte es sich zumindest an. Ich betrachtete ihre besorgten Gesichter und lächelte.

»Wo ist sie?«

»In meinem Schlafzimmer«, antwortete Gerda.

Da stand ich auf den Beinen und taumelte auf die Tür zu. Ich befreite mich von Marcos ausgestreckter Hand. Wie durch ein

Wunder war Gerda plötzlich vor mir, hatte die Tür geöffnet, und dahinter sah ich die dunkle, traurige Frau – seine Frau –, die sich erschrocken am Bett umdrehte.

Die sehr ehrenwerte Joanna Truscott lag regungslos da, das Gesicht hatte die Farbe von Wachs, und an ihrem Kopf prangte ein frischer, sauberer Verband, ähnlich dem meinen.

Ich wandte mich an Marco. »Und was passiert nun?«

»Es geht ihr nicht gut, Stacey. Ich habe mit dem Capo telefoniert. Der nächste Arzt wohnt zwei Stunden entfernt, aber er ist schon unterwegs hierher.«

»Sie darf nicht sterben«, sagte ich. »Verstehst du das?«

»Klar verstehe ich das, Stacey.« Er tätschelte meinen linken Arm.

»Aus Palermo ist ein privater Krankenwagen unterwegs. Mit zwei der besten Ärzte, die Sizilien aufzuweisen hat. Sie wird schon durchkommen. Ich habe selbst nach ihr gesehen. Die Wunde sieht häßlich aus, aber sie ist nicht lebensgefährlich. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Nur Hoffer glaubt, daß sie wirklich tot ist«, sagte ich. »Für ihn ist es wichtig, daß sie stirbt.« Ich sah ihn an und nickte bedächtig. »Aber das weißt du doch, nicht wahr? Du weißt doch alles.«

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und lächelte mich ermutigend an. »Denk nicht an Hoffer, Stacey. Der Capo wird sich mit ihm beschäftigen. Es ist alles vorbereitet.«

»Seit wann?« fragte ich. »Seit einer Woche, einem Monat? Ich war nur ein Werkzeug für ihn, nicht wahr, Marco? Er hat sich meiner bedient, so wie er dich und alle anderen ausnutzt. Stimmt's?« Ich merkte, daß ich immer noch den Revolver in der linken Hand hielt und schob ihn ins Halfter. »Aber jetzt nicht mehr. Mit Hoffer und Burke rechne ich persönlich ab.«

Ich drehte mich um und sah das Mädchen an. Wenn sie noch nicht tot war, so würde sie doch wohl bald sterben. Zumindest sah es so aus.

»Wir gehen jetzt«, sagte ich zu Marco. »Wir nehmen den Alfa und fahren ihnen entgegen.«

Er runzelte die Stirn. »Nein, Stacey, wir warten lieber. Die Fahrt ist nach dem Regen nicht gerade angenehm. Die meisten Gebirgsstraßen werden ausgewaschen sein.«

»Er hat recht«, warf Gerda ein. »Wenn der Regen nicht bald aufhört, wird es überhaupt keine Straßen mehr geben.«

»In diesem Fall kommt die Ambulanz niemals bis hier herauf«, erklärte ich geduldig.

Gerda machte ein finsternes Gesicht und sah Marco fragend an. Der zuckte hilflos die Achseln. »Vielleicht hat er recht.«

Danach ging alles andere furchtbar schnell. Sie wickelten Joanna in Decken und trugen sie zu dem Alfa in den Hof hinaus, stopften den Zwischenraum zwischen den Vorder- und Rücksitzen mit weiteren Decken aus und legten sie behutsam darauf. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz, und Gerda beugte sich herein, um meinen Sicherheitsgurt zu befestigen.

»Grüßen Sie den Capo von mir«, bat er. »Sagen Sie ihm, ich habe alles genau so gemacht, wie er es mir befohlen hat.«

»Klar«, antwortete ich.

Ich hatte recht, was die Gebirgsstraßen und den heftigen Regen betraf. Wenn ich sage, daß sie sich hinter unseren Rädern in Nichts auflösen, so klingt das vielleicht etwas übertrieben, aber es ist von der Wahrheit nicht weit entfernt.

Ich glaube nicht, daß wir auf dem Weg hinunter mehr als dreißig Kilometer in der Stunde schafften. Wenn er schneller gefahren wäre, so wären wir an manchen Stellen über den Rand hinausgeschossen, und ein Alfa ist schließlich kein Flugzeug.

Ich machte mir jedoch keine Sorgen. Alles was geschah, war irgendwo unvermeidlich. Die Sizilianer sind ein altes Volk, und ich war jetzt beinahe ein richtiger Sizilianer. Eine eigentümliche Vorahnung sagte mir, daß das Spiel noch

weiterlief und daß der Höhepunkt noch kommen werde. Er war unvermeidlich, man konnte ihm nicht ausweichen. Ich nicht und Burke auch nicht.

Natürlich war es auch ein tröstlicher Gedanke, daß Marco am Steuer eines Wagens meines Großvaters und seiner Geschäftsfreunde einmal bei einem großen Autorennen den dritten Platz eingenommen hatte.

Ich schloß die Augen und schlief ein. Als ich sie wieder aufmachte, parkten wir am Rand der Hauptstraße jenseits von Vicari, wie ich später herausfand. Mir fehlten zwei Stunden in meiner Erinnerung.

Sie luden bereits Joanna Truscott mitsamt einer Bahre hinten in den Krankenwagen. Ich wollte aufstehen, stellte aber fest, daß meine Beine mir den Dienst versagten, und dann ging die Tür auf und ich taumelte haltlos in die Arme eines Mannes mit grauem Bart und weißem Kittel.

Ich weiß nur noch, daß sich Marco irgendwo im Hintergrund aufhielt, aber hauptsächlich beschäftigte ich mich mit meinem Freund mit dem grauen Bart und der goldgeränderten Brille. Es war überraschend, wie seriös ein Arzt aussehen konnte – selbst ein Mafia-Arzt.

Ich erinnere mich auch noch, daß Joanna auf der anderen Seite lag, daß sich der Mann über sie beugte, und dann ragte der Graubart wieder groß vor mir auf. Die Innenbeleuchtung spiegelte sich in seiner Brille und in der Injektionsspritze, die er in der Hand hielt.

Ich wollte abwehren, den Arm heben, aber nichts schien mehr zu funktionieren. Dann hüllte mich die Dunkelheit wieder ein – allmählich wurde sie mir zu einer guten alten Freundin.

15

Lange, weiße Vorhänge blähten sich im leichten Wind und standen wie Gespenster in der kühlen Dunkelheit des Zimmers. Die Wiedergeburt ist immer schmerzhaft, aber meine Rückkehr ins Leben wurde mir durch einen der schönsten Abende, die ich je erlebt habe, erleichtert.

Ich konnte wieder klar denken, war ruhig und entspannt und spürte keinerlei Schmerzen, bis ich mich bewegte und damit ein kleines Feuer in meiner rechten Schulter entflammte. Am Ende meines Bettes saß eine Krankenschwester und las beim Licht einer Tischlampe in einem Buch. Als ich mich bewegte, drehte sie sich um, und die gestärkte weiße Haube leuchtete wie der Heiligenschein um das Gesicht einer Madonna.

Dann beugte sie sich vor, legte mir die Hand auf die Stirn – eine Hand, die kühler war als alles, was ich je gefühlt habe.

Sie ging und schloß die Tür leise hinter sich. Gleich darauf ging die Tür wieder auf, und der Graubart trat ein.

»Wie geht es Ihnen?« fragte er auf italienisch.

»Ich lebe wieder. Ein wirklich angenehmes Gefühl. Wo bin ich eigentlich?«

»In der Villa Barbaccia.«

Er schaltete die Nachttischlampe ein und fühlte bedächtig und ernst nach meinem Puls. Dann zog er das unvermeidliche Stethoskop hervor und tastete damit eine Weile auf meiner Brust herum.

Natürlich nickte er zufrieden und schob es wieder in die Tasche.

»Und Ihre Schulter – schmerzt die?«

»Ein bißchen, wenn ich mich bewege.«

Hinter dem Arzt öffnete sich die Tür. Ich fühlte seine Gegenwart schon, bevor ich das unverwechselbare Aroma seiner Havanna roch. Dann trat er ins Licht, das Gesicht dunkel und grüblerisch wie immer, ruhig und gelassen – ein ins Leben

zurückgekehrter Cesare Borgia, ewig und unverwüstlich.

»Glaubst du, daß du jemals sterben wirst?«

Er lächelte, als sei er meinem Gedankengang gefolgt. »Mein Enkel bleibt uns also erhalten, nicht wahr, Tasca?«

»Das Loch in der Schulter übersteht er natürlich. Aber es wird eine Menge Arbeit kosten, damit der Arm nicht steif wird.« Doktor Tasca sah mich mit mildem Vorwurf an. »Sie hätten den Arm nicht benutzen sollen, junger Mann. Das macht es uns schwerer.«

Ich ersparte mir jede Erwiderung. Er wandte sich an meinen Großvater. »Sorgen macht mir sein Allgemeinzustand. Physisch gesehen, balanciert er am Rand eines Abgrunds entlang. Ein kleiner Stoß, und er liegt unten.«

»Hast du das gehört?« Fast hätte mich mein Großvater mit dem Spazierstock angestoßen. »Willst jung sterben, wie?«

»Hast du nicht ein besseres Angebot?«

Das sollte fröhlich und salopp klingen, aber es schien Tasca nicht zu gefallen. »Wie ich gehört habe, waren Sie im Gefängnis.«

Ich nickte. »Sozusagen – in einem ägyptischen Arbeitslager.«

»Zwangsarbeit?« Zum erstenmal sah ich so etwas wie Besorgnis auf seinem Gesicht. »Jetzt wissen wir's.« Wieder wandte er sich an Großvater. »Sobald er wieder auf den Beinen ist, muß er zu einer gründlichen Untersuchung zu mir kommen, Capo. Es könnte sein, daß er Tuberkelbazillen aufgeschnappt hat, und es gibt eindeutige Anzeichen für ein nicht ganz überwundenes Schwarzfieber, das zu einer Schädigung der Nieren führen könnte. Er braucht nicht nur ärztliche Behandlung, sondern auch sorgfältige Pflege und Ruhe – mehrere Monate absolute Ruhe.«

»Besten Dank, Doktor«, sagte ich ironisch. »Das klingt ja großartig.«

Tasca sah mich leicht verwundert an, aber Großvater entließ

ihn. »Gehen Sie wieder zu dem Mädchen. Ich habe unter vier Augen mit meinem Enkel zu sprechen.«

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich erst in diesem Augenblick bewußt an sie dachte. »Joanna Truscott ist auch hier? Wie geht es ihr?«

Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Sie kommt schon wieder auf die Beine, Stacey. Tasca ist Spezialist für Gehirnchirurgie, der beste in ganz Sizilien. Er hat ein tragbares Röntgengerät mitgebracht und sie gründlich untersucht. Sie hat Glück gehabt, keine Schädelfraktur. Wahrscheinlich wird sie für den Rest ihres Lebens eine böse Narbe zurückbehalten, aber das kann ein guter Friseur reparieren.«

»Wäre nicht ein Krankenhaus richtiger gewesen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Dort hätte sie keine bessere Behandlung bekommen, und außerdem ist sie hier sicherer.«

Ich versuchte mich aufzusetzen und hatte ein leeres Gefühl im Magen. »Hoffer weiß es also?«

Er schob mich sanft wieder in die Kissen zurück. »Er weiß nur, daß seine Stieftochter tot ist. Natürlich nicht offiziell, damit es alle Welt erfährt, aber er hat schon mit mir telefoniert.«

»Und du hast es ihm gesagt?«

Er schüttelte den Kopf. »Er hat für heute abend um eine Hauptversammlung ersucht. In einer halben Stunde wird er hier sein.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich. »Was für eine Hauptversammlung?«

»Stacey, hast du etwa geglaubt, ich allein bin die Mafia?« Er lachte. »Natürlich bin ich der Capo – der Capo für ganz Sizilien –, aber alle großen Entscheidungen werden von der Hauptversammlung getroffen. Wir haben unsere Regeln, und die müssen befolgt werden. Nicht einmal ich darf sie brechen.« Er zuckte die Achseln. »Ohne die Regeln sind wir nichts.«

»Die ehrenwerte Gesellschaft!« Ich schüttelte den Kopf.
»Nun gut, vielleicht kann ich noch nicht ganz klar denken, aber ich begreife immer noch nicht, was Hoffer hier soll.«

»Zuerst erzählst du mir, was in den Bergen geschehen ist. Dann sehen wir weiter.«

»Soll das etwa heißen, daß du es noch nicht weißt?«

»Nur einiges. Sei ein braver Junge und tu, was ich dir sage.«

Also erstattete ich ihm einen ausführlichen Bericht und ging auch auf die verschiedenen Verdachtsmomente ein, die ich von Anfang an hatte. Er nahm alles unbewegt auf, selbst meine absichtlich drastische Schilderung von dem Massenmord.

Als ich fertig war, saß er eine ganze Weile schweigend da.
»Warum bist du gegangen, Stacey? Das ist es, was ich nicht verstehe. Du hast doch gewußt, daß dieser Burke dir gegenüber nicht aufrichtig war, du hast Hoffer mißtraut, du hast gewußt, daß nicht einmal ich dir die ganze Wahrheit sage – und trotzdem bist du gegangen.«

»Das weiß der Himmel«, sagte ich. Wenn ich jetzt daran zurückdachte, konnte ich es mir selbst nicht mehr erklären.
»Vielleicht ist es eine Art Todessehnsucht.«

Das waren zwar meine eigenen Worte, aber als ich sie aussprach, lehnte sich alles in mir dagegen auf.

»Nein, zum Teufel, es war Burke, immer wieder Burke. Etwas zwischen uns beiden, was ich nicht in Worte fassen kann, nicht einmal für mich selbst. Ich mußte es mir einfach beweisen. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Ich glaube, du haßt diesen Mann, wie?«

Ich dachte eine Weile darüber nach, dann sagte ich langsam:
»Nein, es ist mehr als Haß, viel mehr. Er hat mich in eine dunkle Welt mitgenommen, die er sich selbst geschaffen hat. Hat mich zu etwas gemacht, was ich nicht bin. Mich zu seinen Zwecken geformt. Oben am Berg hat er mir erzählt, er sei ein kranker Mann, womit er wohl sein Benehmen erklären wollte. Ich glaube, er hat damit nach einer Entschuldigung für sein

Verhalten gesucht, aber er lügt sogar sich selbst an. Er war schon auf dem absteigenden Ast, lange bevor seine Lungen zu verrotten begannen. Er braucht gar keine Ausreden.«

»Ich glaube, jetzt dämmert's mir allmählich«, sagte er. »Du haßt ihn, weil er anders ist, als du gedacht hast.«

Natürlich hatte er recht, aber nicht ganz. »Das könnte der Sache nahekomen. Als ich ihn kennenlernte, kam er mir vor wie der einzige Anhaltspunkt in einer Welt, die verrückt geworden war. Ich habe ihm voll und ganz vertraut.«

»Und später? Was ist später geschehen?«

»Nichts.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich war es, der sich geändert hat, nicht er. Er war immer derselbe wie heute, das ist ja gerade das Schreckliche. Der Sean Burke, den ich in Lourenço Marques und danach zu kennen glaubte, hat nie wirklich existiert.«

Die Stille hüllte uns ein. Ich lag da und dachte darüber nach. Endlich sah ich wieder zu ihm auf. »Du hast gewußt, was die vorhatten, nicht wahr?«

»Nur teilweise, den Rest habe ich erraten. Hoffer wurde vor ein paar Jahren aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen, nachdem er eine Gefängnisstrafe wegen Steuerhinterziehung abgesessen hatte. Er arbeitete mit der Cosa Nostra zusammen, dann kam er mit einigen seiner alten amerikanisch-sizilianischen Mafia-Gefährten hierher nach Sizilien. Wie ich dir gesagt habe, brachten sie neue Ideen mit: Rauschgift, Prostitution, andere Laster. Ich wollte das nicht, aber sie waren ja auch die Mafia.«

»Wer einmal drin ist, kommt nie wieder raus?«

»Richtig. Die Hauptversammlung hat bestimmt, daß sie ein Recht dazu hatten, mitzumachen.«

»Und da hast du sie aufgenommen?«

Er nickte. »Die meisten von ihnen waren gute Verwalter, das muß man ihnen lassen. Hoffer zum Beispiel hat das Management unserer Ölintereessen in Gela übernommen. Nach

außen hin hat er gute Arbeit geleistet, aber ich habe ihm nie vertraut – auch seinen Genossen nicht.«

»Und das waren die Männer, die gegen dich arbeiteten?«

»So einfach ist das nicht. Sie haben mir manchmal einzeln, manchmal auch gemeinsam Schwierigkeiten gemacht. Sie haben es sich einfach vorgestellt und geglaubt, mit ihrem Mundwerk allein den dummen, alten sizilianischen Bauern überfahren zu können, um die Macht in die Hand zu bekommen. Als ihnen das nicht gelang, haben sie es mit anderen Methoden versucht.«

»Dazu gehörte wohl auch die Bombe, an der meine Mutter gestorben ist? Du hast gewußt, daß man dich nach Möglichkeit umbringen wollte, und trotzdem mit ihnen zusammengearbeitet?« Ich schüttelte den Kopf. »Wie Haie, die sich beim Blutgeruch gegenseitig zerfleischen.«

»Du verstehst es immer noch nicht.« Er seufzte. »Stacey, die Hauptversammlung ist die Mafia, nicht Vito Barbaccia allein. Nach den Regeln hatten sie ein Recht mitzumachen. Alles andere war eine persönliche Angelegenheit.«

»Und du hast sie alle entsprechend den Regeln getötet. Willst du mir das damit klarmachen?«

»Jeder einzelne von ihnen konnte für die Bombe verantwortlich sein, an der deine Mutter gestorben ist – oder auch alle gemeinsam.«

»Und warum lebt dann Hoffer noch?«

»Ein Tropfen nach dem anderen, das ist besser. Ich habe da meine eigenen Methoden.« Er lächelte grimmig. »Hoffer ist sehr dumm, wie alle Menschen, die sich außerordentlich klug vorkommen. Er hat diese englische Witwe wegen ihres Geldes geheiratet. Leider war sie schlauer, als er dachte, und durchschaute ihn schon bald. Sie wollte ihm keinen Penny in die Hand geben.«

»Warum hat sie ihn dann nicht verlassen?«

»Wer kennt sich schon mit einer Frau aus? Vielleicht war es

Liebe. Also hat er sie mit einem sorgfältig inszenierten Unfall ins Jenseits befördert. Er glaubt immer noch, daß ich nicht Bescheid weiß. Aber dann mußte er feststellen, daß sie ihm nichts hinterlassen hatte.«

»Alles ging an Joanna.«

»Genau, aber das Testament sah vor, daß er an der Reihe war, falls das Mädchen vor Antritt des Erbes sterben sollte. Sobald sie volljährig wird, ist er erledigt. Sie kann dann sofort ein eigenes Testament aufsetzen und ihr Vermögen wohltätigen Zwecken oder irgendeiner entfernten Cousine vermachen. Dann würde es nicht einmal mehr Zweck haben, sie umzubringen.«

Er stand auf, trat ans Fenster und blieb dort stehen, ein dunkler Schatten. »Aber ihn hat nicht nur die Habgier dazu getrieben, das Vermögen seiner Stieftochter in die Finger zu bekommen. Er hat Angst. Er muß mit einem Todesurteil rechnen. Er hat mit unserem Geld – mit Mafia-Geld – verschiedene Goldgeschäfte getätigt, hauptsächlich in Ägypten, in der Hoffnung, dabei einen persönlichen Profit einzustreichen. Leider hat irgend jemand den Behörden einen Tip gegeben. Seine Boote wurden zweimal erwischt.«

»Jemand hat die Behörden informiert? Vielleicht jemand namens Vito Barbaccia?« Ich mußte lachen, bis ich keine Luft mehr bekam. Er eilte herbei und goß Wasser in ein Glas. Ich trank einen Schluck und reichte ihm dann das Glas zurück. Ich hatte nun zumindest erreicht, daß er besorgt wirkte.

»Das ist nun wirklich verdammt komisch«, sagte ich. »Hast du nicht gewußt, daß ich eines dieser Boote gesteuert habe? Daß ich auf diese Weise in das ägyptische Gefängnis geraten bin?«

Zum erstenmal in seinem Leben war er sprachlos. Er streckte mir die Hand entgegen, und sein Gesicht war von Schmerz geprägt. »Stacey« stammelte er. »Was – was soll ich dazu sagen? Ich habe dir das angetan?«

»Lassen wir's«, sagte ich. »Die Sache ist so verdammt komisch, daß ich sie nicht tragisch nehmen kann. Und jetzt würde ich gern die spannende Fortsetzung hören.«

Er sank wieder auf seinen Stuhl und wirkte immer noch sehr erschüttert. »Nun gut. Wir mußten Hoffer eine Chance zur Wiederbeschaffung der Summen geben, damit die Mafia keinen Schaden erlitt. Zu diesem Zweck trat die Hauptversammlung zusammen. Er legte ein ehrliches Geständnis ab, drehte die Sache aber so hin, daß seine Geschäfte eigentlich der Mafia zugute kommen sollten. Es hat ihm nichts genützt. Selbst wenn das wahr gewesen wäre, so hatte ihn die Hauptversammlung nicht dazu beauftragt. Er gestand seine Schuld ein und bat um eine Frist, das Geld zusammenzubringen.«

»Und die Frist wurde ihm gewährt?«

»Es gab keinen Grund für eine Ablehnung. Er erklärte vor der Hauptversammlung, daß ihm nach dem Testament seiner verstorbenen Frau erhebliche Beteiligungen in Amerika zuständen. Diese Anteile könne er innerhalb von zwei bis drei Monaten zu Geld machen und damit den entstandenen Schaden mehr als ausgleichen.«

»Die Hauptversammlung hat ihm geglaubt?«

»Warum sollte er lügen? Wenn er das Geld nicht herbeschaffte, war er ohnehin erledigt, wohin er sich auch wenden mochte.«

»Aber du hast gewußt, daß er lügt?«

Er nickte gelassen. »Die wahre Dummheit dieses Hoffer sieht man schon an der Tatsache, daß er sich nicht damit abfinden kann, daß ein alter sizilianischer Bauer klüger ist als er. Ich war ihm stets einen Schritt voraus. Ich hatte eine Fotokopie des Testaments seiner Frau in der Hand, noch bevor er selbst etwas über die Bedingungen erfuhr.«

»Und warum hast du es nicht der Hauptversammlung mitgeteilt?«

»Weil mich die Sache interessierte. Ich wollte abwarten, was

er machen würde.«

»Und ihm wieder wie üblich einen Schritt voraus sein? Du hast gewußt, daß er sein Problem dadurch lösen wollte, daß er seine Stieftochter beseitigte, bevor sie volljährig wurde?«

»Sagen wir einmal, daß mir dies als plausibler Ausweg erschien, nachdem ich erst einmal das Testament gelesen hatte. Später bekam ich Wind von dem Geschäft mit Serafino und erfuhr, daß es schiefgelaufen war.«

»Und dann bin ich auf getaucht, und du hast den Rest erfahren.« Ich wurde wieder wütend. »Wenn du gewußt hast, daß dieses Mädchen sich bei Serafino aufhält, weil sie Hoffer bis zu ihrem Geburtstag aus dem Weg gehen wollte, dann mußt du auch gewußt haben, daß ich angelogen worden bin, was den Zweck unseres kleinen Ausflugs in die Berge betraf. Dafür gab es nur einen einzigen möglichen Grund: sie zu beseitigen.« Ich hatte ein wenig die Stimme erhoben. »Was, zum Teufel, hast du dir eigentlich vorgestellt, was passieren sollte, wenn ich hinkam und das herausfand? Oder hast du geglaubt, daß ich dich anlüge? Hast du es für möglich gehalten, daß ich zu einem Mörder junger Mädchen geworden bin?«

»Sei doch nicht so albern, Stacey«, sagte er kalt. »Du bist mein Fleisch und Blut, ich kenne dich genau. Solche Handlungen überlassen wir den Hoffers und Burkes dieser Welt. Männern ohne Ehre.«

»Ehre!« Ich mußte laut lachen. »War dir denn nicht klar, daß Burke mich dann töten mußte, weil er wußte, daß ich niemals zusehen würde, wie sie das Mädchen ermordeten? Daß du mich durch dein Schweigen in den Tod schicken würdest.«

»Aber verstehst du denn nicht, daß ich keine andere Wahl hatte?« sagte er geduldig. »Jetzt hör mir einmal genau zu, Stacey. Die Hauptversammlung hat Hoffer eine Frist eingeräumt, um das Mafia-Geld wiederzubeschaffen. Wie er das machte, ging uns nichts an.

Die anderen erwarteten zum vorherbestimmten Zeitpunkt das

Bargeld – oder es kostete ihn seinen Kopf. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Aber wenn erst einmal einem Mitglied eine Frist eingeräumt worden ist, dann hat er ein Recht darauf, seine Maßnahmen ohne Einmischung von Seiten der Gesellschaft durchzuführen. Wenn ich dich darauf hingewiesen hätte, daß er das Mädchen ermorden lassen wollte, wenn ich dich gebeten hätte, das zu verhindern, dann wäre ich schuldig geworden – ich hätte eines der ältesten Gesetze der Mafia gebrochen.«

»Und das hätte schließlich auch für Vito Barbaccia den Tod bedeutet. Wolltest du mir das damit sagen?«

»Den Tod?« Er sah mich ehrlich überrascht an. »Du glaubst, der schreckt mich? Habe ich mich denn noch nicht deutlich genug ausgedrückt? Alle müssen die Regeln befolgen, selbst der Capo. Ohne diese Regeln sind wir nichts. Sie bilden die Stärke unserer Gesellschaft, und nur weil wir sie haben, existieren wir noch. Nein, Stacey, wer die Regeln bricht, verdient den Tod, er muß sterben.«

Für eine Sekunde schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich vielleicht im Begriff war, verrückt zu werden. Ich betrat jetzt ein unbekanntes Land, in dem Verhaltensweisen und Regeln galten, die genauso archaisch und festgefügt waren wie ein Femegericht im Mittelalter.

Das Denken fiel mir schwer, aber ich stieß trotzdem hervor: »Ich sehe da immer noch keinen Zusammenhang. Ich wußte nicht, daß Hoffer zur Mafia gehörte, aber er wußte, daß ich dein Enkel war, und ich hatte Burke erklärt, daß ich unseren Auftrag mit dir besprochen hatte.«

»Aber warum sollte er sich darüber Sorgen machen? Die Geschichte von der Entführung seiner Stieftochter war plausibel genug, auch seine Gründe für sein Stillschweigen. Er glaubte ja, daß alle, mich eingeschlossen, ihm die Geschichte von dem Geld glaubten. Was könnte Joanna Truscott damit zu tun haben?«

Das klang so vernünftig, daß ich es durchgehen ließ. Es war zumindest eine plausiblere Erklärung als manches andere, was ich aus dieser finsternen Welt der Mafia-Politik erfahren hatte.

»Bleibt immer noch die Tatsache, daß du mich hättest warnen können«, sagte ich betont langsam. »Du hättest mich darauf aufmerksam machen sollen, was vorging, oder mir zumindest an dem ersten Abend, als wir alles besprachen, einen Tip geben sollen, daß Hoffer zur Mafia gehörte.«

»Damit hätte ich gegen unser Gesetz verstoßen, Stacey, und das durfte ich nicht. Hoffer wußte das, und ich hatte alles zu gewinnen, indem ich den Mund hielt. Es war ja Hoffer, der dich mit hineinzog. Hoffer und dieser Burke, der dich belogen hat. Wenn du dich gegen sie stelltest, konnte Hoffer nur sich selbst die Schuld daran geben.«

»Deine Hauptversammlung mag darüber anders denken«, sagte ich. »Es wird ihnen schwerfallen zu glauben, daß dein eigener Enkel nicht auf deine direkten Anweisungen hin handelte.«

»Wir werden ja sehen«, sagte er. »Aber du mußt zu der Versammlung kommen, Stacey, damit du es selbst hörst. Es könnte recht lustig werden.«

»Lustig!« Ich glaube, wenn ich ihm nahe genug gewesen wäre, hätte ich in diesem Augenblick zugeschlagen.

»Begreifst du denn nicht, daß ich da oben leicht hätte ums Leben kommen können? Ich habe dich geliebt – ich habe dich immer trotz allem geliebt. Aber du wolltest mich wegen einiger dummer, veralteter Spielregeln in den Tod schicken, ohne mir ein Wort zu sagen. Das ist doch ein sinnloses Spiel für Schuljungen.«

Er runzelte die Stirn. »In den Tod, Stacey? Glaubst du das wirklich?« Er lachte rauh. »Ja, gut. An jenem ersten Abend, als du mich besuchen kamst, da wollte ich dich aus der Sache heraushalten, notfalls mit Gewalt. Aber dann habe ich mit meinem Enkel gesprochen, ich habe ihn in Aktion beobachtet.

Ich sah, was er war: Ein Mafioso wie sein Großvater, nur viel besser. Und dieser Burke, dieser ausgehöhlte Mann, diese wandelnde Leiche, die bereits Verwesungsgeruch verbreitete – denkst du vielleicht, ich hätte meinem Enkel nicht zugetraut, daß er mit ihm fertig wird?«

Seine Stimme war nur noch ein heiseres Flüstern. Er beugte sich über mich und stützte sich mit einer Hand auf die Bettkante. Ich starrte ihn wie hypnotisiert an.

»Begreifst du das nicht, Stacey? Die Regeln verlangten, daß Hoffer seine Chance bekam, aber ich wollte ihn vor mir auf dem Bauch liegen sehen, weil ich ihm von allen am ehesten zutraute, daß er für den Tod meiner Tochter verantwortlich war. Ich wollte, daß sein gerissener Plan danebenging, deshalb ließ ich zu, daß ihn der beste, der skrupelloseste Mafioso, den ich jemals kennengelernt habe, durchkreuzte.«

Ein Schwächeanfall schüttelte mich. Er lehnte sich zurück und zündete sich in aller Ruhe eine frische Zigarre an.

»Für dich ist das nur ein Spiel, nicht wahr? Je komplizierter, um so besser. Du hättest doch jederzeit Hoffers Kopf haben können. Zu Hause, auf der Straße – aber das war dir nicht gut genug. Es mußte ein klassisches Drama daraus werden.«

»Damit kommt man immer weiter.« Er stand auf, sah mich ruhig an, schnippte sich Zigarrenasche vom Rockaufschlag und rückte seinen Schlips zurecht. »Sie werden gleich hier sein. Ich schicke dir Marco mit einem Anzug herauf.«

Die Tür schloß sich hinter ihm. Ich starrte eine Weile gedankenlos zur Decke empor, dann schwang ich meine Beine über die Bettkante, stand auf und versuchte zu gehen.

Ich schaffte die wenigen Schritte zur Fenstertür und wieder zurück. Mir war jetzt ziemlich schwindelig, und meine Schulter tat verteufelt weh, wenn ich sie bewegte, aber bewegen konnte ich mich zumindest, und mehr verlangte ich nicht.

Als Marco hereinkam, durchsuchte ich gerade die Schubladen der Kommode. Er ließ eine Wildlederjacke, eine

Cordhose und ein weißes Hemd auf das Bett fallen und zog den Smith & Wessen hervor.

»Suchst du das?«

Er warf sie mir zu. Ich zog sie aus dem Halfter, wog sie in der linken Hand, nahm dann die alten Patronen heraus und lud sie sehr sorgfältig mit frischer Munition, dann schob ich sie wieder ins Halfter.

Er zog meine Brieftasche aus der Tasche und gab sie mir. Als ich den Inhalt überprüfte, sagte er kein Wort.

»Sind sie hier?«

»Die meisten.«

»Und Hoffer?«

»Noch nicht.«

Ich entdeckte, daß meine Hände zitterten. »Hilf mir beim Anziehen, wir wollen sie nicht warten lassen.«

16

Sie trafen sich im Salon. Ich saß auf einem Korbstuhl auf der Terrasse hinter einer Weinrabatte und beobachtete sie. Marco stand hinter mir.

Von hier hatte ich einen prächtigen Überblick, und die Akustik war ausgezeichnet. Sie waren zu acht, meinen Großvater mitgerechnet. Es schien sich um einen recht vielseitigen Haufen zu handeln. Drei von ihnen waren echte Capos aus der guten alten Zeit, betont schäbig gekleidet. Ein vierter Mann hatte das Jackett ausgezogen – er trug billige, grellbunte Hosenträger. Die anderen hatten teure, leichte Anzüge an, aber keiner von ihnen konnte, was das Aussehen betraf, meinem Großvater auch nur das Wasser reichen.

Er saß in dem leichten, cremefarbenen Anzug, den er an jenem ersten Abend getragen hatte, am Kopf der Tafel.

Hoffer hatte wieder die gewohnte dunkle Sonnenbrille aufgesetzt. Er nickte ernsthaft, als der Mann zu seiner Rechten ihm etwas zuraunte. Er machte einen sehr gefaßten Eindruck. Ich versuchte mir vorzustellen, was in seinem Kopf wohl vor sich gehen mochte.

Mein Großvater hob eine kleine, silberne Glocke und eröffnete die Sitzung. Augenblicklich wurde es totenstill. Aller Augen wandten sich ihm zu, und erst nach ein paar Sekunden des Schweigens sagte er: »Karl Hoffer hat um diese Sondersitzung gebeten. Ich weiß genausowenig wie ihr, was er uns zu sagen hat, aber wir können uns wohl alle vorstellen, worum es geht. Also, hören wir ihn an.«

Hoffer blieb sitzen. Er wirkte ruhig, aber als er für einen Augenblick die Sonnenbrille abnahm, sah er doch sehr müde aus. Seine Stimme klang ernst und gedämpft. Er spielte seine Rolle beinahe überzeugend.

»Als ich vor einigen Monaten dieser Hauptversammlung gegenübertrat, um mein Verhalten bei gewissen unglücklich

verlaufenen Geschäften zu erklären, da versprach ich der Gesellschaft, das Geld, das durch meinen Leichtsinns verlorengegangen war, bis auf den letzten Pfennig zurückzuzahlen. Ich habe um eine Frist von sechs Monaten gebeten, die ausreichen mußte, gewisse Geschäftsanteile in den Vereinigten Staaten zu liquidieren, die meine verstorbene Frau mir hinterlassen hat.

Ich weiß, daß einige von euch der Ansicht waren, ich wollte nur Zeit gewinnen, und daß die Gesellschaft ihr Geld nie wiedersehen würde. Andere schenkten mir Gott sei Dank ihr Vertrauen.«

Über diese Bemerkung hätte ich bei anderer Gelegenheit sicher schallend gelacht. An diesem Tisch saß kein einziger Mann, der seinem Nachbarn außerhalb der strengen Mafia-Gesetze auch nur über den Weg getraut hätte.

Sie wußten es, und auch Hoffer wußte es, es sei denn, daß er wirklich so unglaublich dumm war anzunehmen, daß er mit einem Haufen ungewaschener, sizilianischer Bauern anstellen konnte, was er wollte.

»Willst du uns damit sagen, daß du nicht bezahlen kannst, Karl?«

In der Stimme meines Großvaters lag ein boshafter Unterton, und er sagte die Worte mit schlecht verhohlenem Eifer. Selbst Hoffers schauspielerische Leistung verblaßte daneben.

»Aber nein, Vito.« Hoffer setzte die dunkle Brille wieder auf und wandte sich ihm zu. »Wie mir meine amerikanischen Anwälte mitteilen, konnte die Angelegenheit in dem mir zugestandenen Zeitraum geregelt werden. Zufälligerweise bin ich...« Er zögerte und fuhr dann unter offenkundigen Schwierigkeiten fort: »...aufgrund eines unglücklichen und für mich persönlich äußerst tragischen Zwischenfalls jetzt in der Lage, der Hauptversammlung zu versichern, daß der Ersatz des durch meine Leichtfertigkeit verlorengegangenen Geldes die geringste meiner Sorgen darstellt.«

Damit erzielte er tatsächlich bei den meisten von ihnen die

gewünschte Wirkung. Ein Raunen ging durch den Raum, dann hob mein Großvater die Hand. »Das mußt du uns erklären, Karl.«

Hoffer nickte. »Die Sache ist ganz einfach. Wie ihr alle wißt, ist meine liebe Frau vor einiger Zeit bei einem Autounfall in Frankreich ums Leben gekommen. Selbstverständlich hat sie das recht erhebliche Vermögen, das sie von ihrem ersten Mann geerbt hatte, ihrer Tochter Joanna vermacht. Ich wurde zum Vermögensverwalter bestellt mit der Maßgabe, daß ich Erbe sein sollte, falls das Mädchen den Zeitpunkt seiner Volljährigkeit nicht erlebt.«

Er verkrampfte die Hände, bis die Knöchel weiß hervortraten, und sah vor sich auf den Tisch. »Ich kann es auch jetzt noch nicht ganz fassen, aber ich habe aus zuverlässiger Quelle erfahren müssen, daß meine Stieftochter heute morgen unter tragischen Begleitumständen im Gebiet des Monte Cammarata umgekommen ist.«

Wenn ein Sizilianer wirklich etwas liebt, dann ist es eine hübsche Geschichte. Hoffer hatte sie jetzt alle gepackt.

»Meine Stieftochter wurde vor einigen Wochen entführt, und zwar durch einen Banditen, den viele von euch nur zu gut kennen: Serafino Lentini.«

Als der Name genannt wurde, spuckte der Mann mit den Hosenträgern auf den Fußboden. Die anderen wurden unruhig.

»Ich bin mit meinen Sorgen nicht zu dieser Versammlung gekommen, weil ich wußte, daß man mir nicht helfen konnte. Uns allen war klar, daß Serafino Lentini kein Freund der Gesellschaft war, auch wenn er ein- oder zweimal als Sicario eingesetzt worden war.«

»Du sprichst von ihm in der Vergangenheit, Karl«, bemerkte Großvater. »Dürfen wir daraus schließen, daß er sich jetzt dort befindet, wo er hingehört?«

»Das ist die einzige gute Nachricht, die ich dieser Versammlung heute überbringen kann«, sagte Hoffer. »Wir

alle wissen, daß die Polizei in solchen Angelegenheiten hilflos ist, deshalb habe ich, als Lentini von mir ein Lösegeld forderte, den Betrag zusammengekratzt und mich mit ihm gemäß seinen Bedingungen persönlich auf der Straße nach Bellona getroffen. Er nahm das Geld und lachte mir ins Gesicht, als ich meine Stieftochter wiederhaben wollte. Er hatte beschlossen, sie bei sich zu behalten.«

»Seltsam«, unterbrach ihn Großvater geschickt. »Ich war immer der Meinung, daß Serafino gewisse wesentliche Dinge abgehen, die zu einem Casanova gehören.«

Hoffer hielt inne, warf ihm einen scharfen Blick zu und konterte dann mit genau der richtigen Bemerkung: »Es war ja nicht ich, gegen den sein Verhalten gerichtet war. Er zeigte damit seine Verachtung für die Gesellschaft – für uns alle.« Er zuckte die Achseln und breitete die Arme aus. »Ich konnte doch nicht einfach dasitzen und Daumen drehen, während das arme Kind von diesen Männern namenlose Entwürdigungen zu dulden hatte. Ich hatte früher schon Gelegenheit, mich manchmal der Dienste eines irischen Söldners zu bedienen, eines gewissen Oberst Burke, der wegen seiner Einsätze im Kongo sehr bekannt geworden ist. Ich dachte mir, ein Mann seiner Art könnte vielleicht das fertigbringen, was kein anderer vermochte: in die Wildnis der Cammarata eindringen und meine Stieftochter in Sicherheit bringen. Ich flog nach Kreta und traf mich dort mit Burke. Er erklärte sich bereit, das gefährliche Unternehmen mit Hilfe von drei Männern zu wagen, die im Kongo unter ihm gedient hatten.«

Selbst ich mußte ihm nun interessiert zuhören. In dem Salon war es still geworden wie in einer Kirche.

»Erst als Oberst Burke und seine Männer eintrafen, machte ich eine erstaunliche Feststellung: Einer von ihnen war der Enkel des Capo – ein junger Mann namens Wyatt.«

Damit hatte er Barbaccia wieder den Ball zugespielt. Der fing ihn geschickt auf. Wahrscheinlich hatte er schon darauf

gewartet.

Er hustete und brachte es fertig, ein ernstes Gesicht zu machen. »Ihr alle wißt, daß meine Tochter und ihr Sohn zu mir zogen, nachdem ihr amerikanischer Mann in Korea gefallen war. Sie starb nach einem Anschlag eines gemeinen Attentäters, der mich hatte ins Jenseits befördern wollen. Unglücklicherweise machte mich mein Enkel zum Teil für das verantwortlich, was seiner Mutter zugestoßen war.«

Heute abend war anscheinend die Stunde der Beichten gekommen.

Er fuhr fort: »Wir wurden einander entfremdet, und der damals neunzehnjährige Junge lief mir davon. Ich verlor ihn für einige Zeit aus den Augen und erfuhr dann, daß er im Kongo als Söldner diente. Gestern abend hat er mich zusammen mit diesem Burke besucht und mir erzählt, warum sie in Sizilien sind. Ich war über seine Geschichte sehr erstaunt, weil ich nicht begreifen konnte, warum Karl mich nicht um Hilfe gebeten hatte, aber ich nahm an, daß er dafür seine Gründe haben mußte.«

»Hilfe?« Hoffer breitete wieder die Arme aus und appellierte damit an das Verständnis der Versammlung. »Wie hätte mir jemand helfen können? Burke und seine Männer waren meine einzige Hoffnung.« Dann wandte er sich offenbar unsicher an Barbaccia, als sei ihm dieser Gedanke erst jetzt gekommen: »Ich hatte ja nichts zu verbergen. Ich war nur unter den gegebenen Umständen der Meinung, daß es für die Sicherheit des Mädchens besser war, je weniger Menschen davon wußten.«

»Zweifellos.« Großvater nickte. »Schließlich hat mir ja mein Enkel ausführlich berichtet, was beabsichtigt war: ein Fallschirmabsprung in die Cammarata – ein kühner Plan.«

Inzwischen war die Stimmung natürlich umgeschlagen. Nicht ein einziger Mann saß an dem Tisch, der nicht gespürt hätte, daß unter der Oberfläche zwischen Hoffer und meinem

Großvater irgend etwas im Gang sein mußte.

»Es tut mir leid, daß das Mädchen umkam«, sagte Barbaccia. »Ich weiß, wieviel sie dir bedeutet hat, Karl. Eine Tochter zu verlieren, das bringt mehr als nur Schmerz. Ich muß es wissen.«

»Capo!« Hoffers Stimme klang rauh. »Der Himmel allein weiß, wie ich es anstellen soll, aber ich muß es dir sagen. In dem Feuergefecht zwischen Oberst Burkes Männern und Serafinos Bande hat auch dein Enkel sein Ende gefunden. Wie ich gehört habe, starb er bei dem Versuch, meiner Stieftochter das Leben zu retten.«

Nun war mir alles klar. Ich erkannte den Grund, der hinter Hoffers Schauspiellerei steckte, hinter seinem genauen Bericht der ganzen Affäre, der in diesem letzten, vernichtenden Schlag, ausgeteilt vor allen maßgebenden Männern der Mafia, gipfelte.

Mein Großvater schien einzuschrumpfen. Er ließ seinen Spazierstock fallen und wurde innerhalb von Sekunden zu einem alten Mann.

»Stacey?« fragte er heiser. »Stacey ist tot?«

Es war eigentlich kein triumphierendes Lächeln, das Hoffer zeigte. Aber er konnte das winzige Zittern seiner Mundwinkel nicht ganz verbergen.

Genau diesen Augenblick wählte Großvater für seinen Gegenschlag. Er zog eine frische Zigarre hervor, riß ein Streichholz an und war wieder ganz er selbst.

»Sehr gut, Karl. Ausgezeichnet. Du hättest es in der Gesellschaft weit bringen können, wenn du nicht so dumm gewesen wärest.«

Marco tippte mir auf die Schulter, aber ich war schon auf den Beinen und trat in den Salon.

Wenn Jupiter vom Himmel herabstieg, tat er das für gewöhnlich unter lautem Donnernrollen – die Wirkung meines Erscheinens hier war ungefähr dieselbe.

Hoffer war außerordentlich blaß geworden. Das lag wohl

hauptsächlich am Schreck, aber wahrscheinlich auch daran, daß er in diesem Augenblick erkannte, was er zu erwarten hatte. Für die anderen Männer war ich nichts weiter als ein Eindringling. Der dickste, gemütlichste von ihnen zog mit der Geschwindigkeit eines echten Profis eine schwere Pistole hervor.

Mein Großvater winkte ab.

»Meine Herren, darf ich meinen Enkel Stacey Wyatt vorstellen? Der nach dem Bericht unseres Freundes hier heute morgen bei einem vergeblichen Versuch, das Leben von Joanna Truscott zu retten, in der Cammarata tapfer gestorben ist. Nebenbei gesagt, die junge Dame liegt im Augenblick hier in meiner Villa und wird gerade von einem Arzt versorgt.«

Hoffers Hand verschwand in einer Tasche. Da starrte ihn aus dem Revolver in meiner linken Hand der Tod an.

»Nein, Stacey! Nicht hier. Hier ist er unverletzlich«, rief mein Großvater. »So will es das Gesetz.«

Der Herr mit den bunten Hosenträgern nahm Hoffer eine Walther ab. Ich schob den Smith & Wesson ins Halfter zurück.

»Und nun die Wahrheit, meine Freunde.« Barbaccia schnippte mit den Fingern. Marco, der hinter mir eingetreten war, zog ein graues Dokument aus einem Umschlag, faltete es auseinander und legte es auf den Tisch.

»Hier ist eine Fotokopie des Testaments, das Karl Hoffer vorhin erwähnte. Sie fiel mir erst heute nachmittag in die Hände.« Ich fragte mich, wie viele der Männer ihm das wohl glauben wollten. »Das Dokument ist in englisch abgefaßt, aber einige von euch verstehen genug von dieser Sprache, um sich davon zu überzeugen, daß Hoffer die Hauptversammlung angelogen hat. Seine Frau hat ihm nichts hinterlassen. Es gab keine Geschäftsbeteiligungen in Amerika, die er flüssigmachen konnte, um seine Schuld uns gegenüber zu begleichen.« Er sah Hoffer an. »Oder willst du das abstreiten?«

»Geh zum Teufel!« schrie Hoffer.

Großvater fuhr fort: »Seine einzige Hoffnung bestand darin, das Mädchen zu ermorden, aber Lentini hinterging ihn. Also versuchte er es mit diesem Burke, aber sie brauchten jemanden, der sich im Land auskannte, der die Sprache verstand. Deshalb brachte Burke meinen Enkel mit. Mein Enkel war guten Glaubens – bis zu dem Augenblick, wo er zusammen mit Serafino und dem Mädchen kaltblütig niedergeschossen wurde. Er glaubte, daß er auf den Berg gekommen war, um das Mädchen zu retten – genau wie ich es glaubte, bis ich dieses Testament las und seine Geschichte hörte. Durch die Gnade Gottes und die Unfähigkeit dieses Burke konnte er sein Leben retten und brachte es sogar fertig, das Mädchen nach Bellona zu schaffen.«

Dazu hatte Hoffer nichts zu sagen. Es hätte ihm auch angesichts der Männer, die mit harten Gesichtern um den Tisch herumstanden, nicht das geringste genützt. Er wehrte sich auf die einzige Art und Weise, die seine verrohte Natur zuließ: Er versuchte zu verletzen.

»Nun gut, Barbaccia, du hast gewonnen. Aber du sollst wissen, daß ich die Bombe in deinen Wagen praktiziert habe, an der deine Tochter gestorben ist. Ich mit meinen eigenen Händen.«

Er spuckte Großvater ins Gesicht. Marco trat blitzschnell vor, aber Großvater drückte ihm die flache Hand vor die Brust. »Nein, Marco, laß das. Er ist ohnehin schon ein toter Mann.« Er wischte sich das Gesicht mit einem Taschentuch ab und ließ es dann zu Boden fallen. »Hält sich dieser Burke in deiner Villa auf?«

Hoffer, der Burke vermutlich mehr Schuld an seinem Sturz gab als sich selbst, nickte.

»Gut, und jetzt raus mit dir. Sobald du das Tor hinter dir hast, bist du vogelfrei.«

Hoffer fuhr herum und rannte auf die Fenstertüren zu. Er überquerte gerade die Terrasse, da hatte ich ihn eingeholt. Aber

als ich ihn packte und herumdrehte, hielt Marco mich bereits am Arm fest,

und mein Großvater stand dicht hinter mir. Für einen Mann seines Alters bewegte er sich noch erstaunlich schnell.

»Nein, Stacey, nicht hier. Hier bei der Hauptversammlung ist er unverletzlich. Das ist ein Gesetz. Wenn du es brichst, stirbst du auch.«

»Zum Teufel mit euren verdammten Gesetzen!« sagte ich. Da versetzte er mir eine Ohrfeige.

Ich taumelte zurück. Hoffer lachte schrill. »Sehr gut, das gefällt mir. Genauso habe ich's gestern abend mit Rosa Solazzo gemacht, Wyatt. Nur ein bißchen kräftiger. Haben Sie eigentlich gewußt, daß Rosa Sie warnen wollte? Ich weiß nicht, was Sie mit ihr angestellt haben, aber das dumme Luder schien Sie zu mögen.«

Ich wollte mich wieder auf ihn stürzen, aber Marco und zwei von den anderen hielten mich fest.

»Wollen Sie wissen, was ich mit ihr gemacht habe?« Er lachte wieder. »Ich habe sie Ciccio geschenkt. Er war ohnehin schon immer scharf auf sie. Ein richtiger Bulle, dieser Kerl. Sicher hat er alle bekannten Variationen und noch ein paar eigene an ihr ausprobiert.«

Er wollte mich bewußt verletzen, und das gelang ihm auch. Ich rief ihm jedes Schimpfwort zu, das mir einfiel, und sie hielten mich fest, bis er den Garten durchquert und den Mercedes vor dem Tor erreicht hatte.

Erst als er den Wagen anließ und davonfuhr, befahl Großvater, mich loszulassen.

Ich machte kehrt, schob mich zwischen den Männern hindurch und ging zurück in mein Zimmer.

Da stand ich nun im Dunkeln, meine Schulter schmerzte, der Schweiß durchnäßte mein Hemd, und ich mußte an Rosa denken. Arme Rosa. Sie hatte also doch beschlossen, sich nicht mehr zu fürchten, nur ein wenig zu spät eben. Mir fiel wieder

ein, was Hoffer über Ciccio gesagt hatte. Der Gedanke an das, was dieser Schweinehund mit ihr angestellt hatte, war zuviel für mich. In dieser ganzen stinkenden Angelegenheit war mir nur ein einziger Funke Anstand begegnet: der vergebliche Versuch des Mädchens, mich zu retten.

Ich lief durch die Fenstertür hinaus, durchquerte den Garten und erreichte im Laufschrift den Hof hinter dem Haus.

In der Garage standen drei Wagen, zwischen denen ich wählen konnte. Aber ich nahm Marcos roten Alfa, hauptsächlich wegen der automatischen Schaltung, die mir das Fahren mit einer Hand erleichterte. Außerdem steckten noch die Schlüssel.

In dem Augenblick, wo ich um das Haus herumfuhr, mußten sie mich wohl gehört haben. Der Torwächter stand vor seiner Bude und erkannte mich sofort. Den Bruchteil einer Sekunde später glitt das Tor auf, zu spät für Marco, der den Fahrweg heruntergerannt kam und noch zehn Schritte entfernt war, als der Alfa in die Nacht hinauschoß.

Etwa drei Meilen außerhalb von Palermo sah ich Flammen hochschlagen, und mehrere Fahrzeuge versperrten die Straße. Ich bremste und reihte mich in die langsam dahinkriechende Schlange ein, die von einem Verkehrspolizisten über die linke Fahrbahn umgeleitet wurde.

Benzin floß über die Fahrbahn und brannte lichterloh. Ein Stück dahinter stand der Mercedes in hellen Flammen. Er mußte frontal gegen die Betonmauer geprallt sein.

Ich beugte mich aus dem Fenster, als ich mich dem Polizeibeamten näherte. »Was ist mit dem Fahrer?«

»Was glauben Sie wohl?«

Er winkte mich weiter. Ich fuhr in die Nacht hinein. Das also war Mafia-Justiz? Sie hatten rasch und unerbittlich zugeschlagen. Und Großvater hatte damit seine Rache. Aber alles übrige war meine Sache – meine Vendetta.

Nichts auf dieser Welt sollte mich darum betrügen.

Ich hatte völlig vergessen, daß in Palermo immer noch die Karwoche gefeiert wurde. Ganze Familien verstopften die Straßen in der Stadt. Alle schienen fröhlich zu sein, und niemand nahm Notiz davon, als ein Schauer niederging.

Die Stadtverwaltung brannte gerade ihr Feuerwerk ab, als ich in die Via Vittorio Emanuele einbog und auf die Kathedrale zufuhr. Gigantische Blumen blühten am Nachthimmel auf, und ringsherum erlebte ich diese seltsame Mischung aus Karneval und Frömmigkeit, die für Sizilien so typisch ist.

Es begegneten mir wenig Fahrzeuge, weil alle Menschen in dieser Nacht zu Fuß unterwegs waren. Trotzdem kam ich nur langsam voran, weil die Menschenmassen auch die Fahrbahnen überschwemmten.

Ich schwitzte wieder und bemerkte erneut, daß mir noch genauso schwindelig war wie zuvor. Vielleicht lag es an den Medikamenten, vielleicht aber auch daran, daß ich dem Ende meiner Kräfte gefährlich nahegekommen war. Jedenfalls kam ich mir vor wie ein unbeteiligter Zuschauer, den das alles ringsum nichts anging. Es war ein höllisches Schauspiel, dem wohl nur ein Dante gerecht geworden wäre. Der Lärm des Feuerwerks, die Vielfalt explodierender Farben, die Stimmen der Menge und dahinter die Büsser in Sack und Asche, barfuß im Regen; drei von ihnen führten unter der schweren Last eines gewaltigen Kreuzes eine Prozession an, und über den lodernden Fackeln schwebte die Heilige Jungfrau in der Dunkelheit dahin.

Der Gesang schwoll an, bis er wie das Rauschen von Brandung meinen Kopf füllte. Über der Menge wurden Peitschen geschwungen, und laut knallend fuhren sie symbolisch auf die Sünder herab. Der Geruch nach Weihrauch und heißem Kerzenwachs setzte mir so zu, daß ich ihn fast nicht mehr ertragen konnte. Dann war der Schluß der

Prozession vorüber, die Menge teilte sich, und ich fuhr weiter.

Ich kurbelte das Fenster herunter, atmete tief die frische, feuchte Luft ein und überlegte mir, welche Situation ich wohl in der Villa antreffen würde.

Zunächst hatte ich es mit dem Torwächter und seinem Karabiner zu tun. Einen anderen Weg gab es nicht, es sei denn, ich kletterte über die fünf Meter hohe Betonmauer. Mit nur einem brauchbaren Arm war das ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen.

In der Villa selbst erwarteten mich zwei Hausdiener. Die konnte ich zunächst außer acht lassen, ebenso das Küchenpersonal. Blieben noch Ciccio, Pete Jaeger und Burke.

Was ich ihnen entgegensetzen hatte, waren ein gesunder linker Arm, der Revolver und fünf Patronen. In Anbetracht meiner augenblicklichen Stimmung mußte das genügen.

Jeder professionelle Revolvermann hat es mit zwei Arten des Tötens zu tun. Die erste ist das Töten aus einem Impuls heraus, der durch eine besondere Situation hervorgerufen wird. Für gewöhnlich geht es dabei um das eigene Leben oder um das Leben des Auftraggebers.

Der zweite Fall ist etwas ganz anderes: eine kühl überlegte Aufgabe, bei der alle Umstände sorgfältig überdacht und die Risiken im voraus mit einbezogen werden. Aber auch das genügt noch nicht. Ebenso wichtig ist die seelische Vorbereitung. Man muß seine ganze Persönlichkeit wie eine Uhr aufziehen, um dann, wenn die rechte Zeit gekommen ist, augenblicklich zum Töten bereit zu sein.

Das ist es eigentlich, was den echten Profi von allen anderen unterscheidet: die Bereitschaft, ohne das geringste Zögern zu töten.

Ich hatte sie. Stacey Wyatt brachte es fertig. Er hatte es oft genug tun müssen, und er würde es heute abend und wahrscheinlich auch danach wieder tun.

Seltsam, daß ich überhaupt nicht an die Möglichkeit meines

eigenen Todes dachte. Genau wie der Berufsverbrecher niemals daran denkt, daß er beim nächsten mal vielleicht geschnappt werden könnte.

Ich bremste und wurde für kurze Zeit von einer Verkehrsstauung an der Brücke über den Fiume Oreto aufgehalten. Von hier aus führte die Straße nach Messina. Mein Gesicht brannte, vermutlich vom einsetzenden Fieber, und ich hielt den Kopf hinaus in den Regen. Er fiel kühl und erfrischend auf mich herab.

Dann geschah etwas Seltsames: Für einen ganz kurzen Augenblick verblaßte der Verkehrslärm, und alle Geräusche verstummten bis auf das Klatschen der Regentropfen in den Zweigen auf der anderen Seite der Straße. Ich hatte so etwas zuvor noch nie erlebt, und der Duft der Blüten im Garten des Hauses auf der anderen Seite erfüllte unerträglich süß die Nacht.

Es war nur ein ganz flüchtiger Augenblick, der von einer Hupe hinter mir unterbrochen wurde. Ich fuhr weiter und kehrte wieder einigermaßen in die Wirklichkeit zurück. Aber stimmte das auch? Wer war ich denn? Was, zum Teufel, sollte das alles? Was wollte ich hier?

Als ich beim Tod meiner Mutter aus Sizilien flüchtete, rannte ich vor vielen verschiedenen Dingen davon. Ich floh vor dem Schmerz und wahrscheinlich auch vor der Grausamkeit des Lebens, die mich anekelte. Und ich floh vor meinem Großvater, den ich sehr liebte und der nun als Ungeheuer vor mir stand, als ein Mann, der sich am Elend der Armen mästete und der mit göttlicher Unfehlbarkeit den Tod befahl.

Aber indem ich vor Barbaccias Enkel davonlief, flüchtete ich auch vor dem Jungen, den man in Wyatt Landing nicht haben wollte. Ich rannte vor dem Leben dieses Stacey Wyatt davon und dem, was die Umstände aus mir gemacht hatten.

Und ich hatte Gelegenheit gefunden, mich selbst wiederzuentdecken, mein wahres Ich, mich und keinen anderen. Für

eine gewisse Zeit war das ganz gutgegangen. Ich hatte es bis nach Mosambique und Lourenço Marques geschafft, und ich wäre wohl auch noch weiter gekommen, bis ich aus eigener Kraft an irgendeinem Ziel angekommen wäre. Ich hätte es geschafft, da ich mich selbst kannte, soweit das überhaupt möglich ist, da ich wußte, wozu ich in der Lage war.

Aber dann hatte es das ›Licht von Lissabon‹ gegeben. Ich war Sean Burke begegnet und ein ganz anderer Stacey Wyatt geworden. Das blieb ich auch ziemlich – bis zum Loch. Ich glaube, viele Menschen erleben irgendwann ihr ›Licht von Lissabon‹, aber nur wenige müssen das Erlebnis in einem solchen Loch durchmachen. Nun, ich hatte dieses Loch mit all seinem Dreck und seiner Finsternis erlebt, und ich hatte es überstanden.

Dabei lernte ich einen Stacey Wyatt kennen, der mir niemals zuvor begegnet war, einen Mann, der Fragen stellte – viele Fragen sogar.

Meine Rückkehr nach Sizilien war nicht nur zwangsläufig gewesen, sondern auch von ausschlaggebender Bedeutung. Das erkannte ich jetzt. Ich mußte diese unglaubliche Gestalt wiedersehen, die Bestandteil meiner Jugend war, Vito Barbaccia, Herr über Leben und Tod, Capo der Mafia von ganz Sizilien, meinen Großvater. Er wollte mir weismachen, daß ich ebenso ein Mafioso sei wie er, nur noch besser. Ich spürte es, daß er in mir bereits seinen Nachfolger am Kopf der Hauptversammlung sah, wenn er einmal abtreten mußte.

Aber er täuschte sich. Ich war nicht der Mann, den Burke aus mir gemacht hatte, der gedungene Mörder, der sich als Soldat ausgab. Und ich war auch nicht das, was mein Großvater in mir sah. Beide Gestalten wünschte ich zum Teufel.

Aber wer war ich dann? Ich war sehenden Auges in die Berge gegangen, obgleich ich wußte, daß die Lage nicht so war, wie sie erschien. Ich war mit dem vagen Vorsatz gegangen, Burke mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, welcher

Art sie auch immer sein mochten. Ich hatte das Spiel verloren, aber er auch. Nun mußte ich ihn in einer Auseinandersetzung schlagen, deren Spielregeln er festgesetzt hatte. Ich mußte ihn bezwingen, wenn ich jemals wieder frei sein wollte. Und wenn dieser Zusammenstoß noch so blutig verlaufen sollte, wenn der Gedanke daran noch so grausam war, ich konnte nicht ausweichen. Ich hatte schon zu lange in seinem Schatten gestanden.

Eine wilde Wut packte mich. Dann, als ich um die letzte Ecke bog und Hoffers Villa noch dreihundert Meter entfernt hell erleuchtet am Ende der Straße vor mir aufragen sah, ergriff eine Art Wahnsinn Besitz von mir.

Ich trat entschlossen aufs Gas. Der Alfa machte einen gewaltigen Satz vorwärts, und der Motor heulte auf wie ein wilder Wolf.

Der Wächter sah mich kommen, aber als er endlich meine Absicht durchschaute, konnte er nichts mehr dagegen unternehmen. Er wollte erst seinen Karabiner von der Schulter nehmen, überlegte es sich aber anders und brachte sich mit einem gewaltigen Satz in Sicherheit, während der Alfa die mächtigen halbgeöffneten Bronzetore aus den Angeln riß und den Fahrweg hinaufheulte.

Was dann geschah, ist größtenteils dem Kriegsglück zuzuschreiben, jenen Launen Fortunas, die über Sieg oder Niederlage entscheiden. Eine Lambretta kam langsam um die Kurve des Fahrwegs. Sie war anscheinend gerade erst angefahren. Ich bremste instinktiv und riß das Steuerrad mit meiner gesunden Hand zur Seite. In einer ganzen Woge von Kies rutschte ich breitseits in die Hecke.

Auch die Lambretta rutschte davon, als der Fahrer verzweifelt bremste. Sie drehte sich um die eigene Achse, bis das Vorderrad wieder in dieselbe Richtung zeigte, aus der sie gekommen war. Es war einer der Hausdiener. Er hatte seinen Ausgehanzug angelegt und wollte offenbar den freien Abend in

der Stadt verbringen.

Als ich aus dem Wagen stürzte, die Waffe schußbereit in der Linken, sah ich für einen kurzen Augenblick sein vor Schreck schneeweißes Gesicht. Dann gab er Gas und verschwand in Richtung auf die Villa.

Ich hätte ihn ohne Mühe erwischen können, aber das hier betraf nicht ihn. Deshalb ließ ich ihn laufen, obgleich das bedeutete, daß er nun das Haus alarmieren würde. Auch Burke und Jaeger wußten dann Bescheid, wer da war. Vielleicht wollte ich sogar, daß sie vorbereitet wurden.

Ich hatte keine Zeit mehr, darüber nachzudenken. Einige Geschosse schlugen in den Alfa. Der Torwächter kam ange-
rannt, und ich hechtete in die nächstbeste Deckung.

Mein Arm schmerzte höllisch, aber gerade diese Schmerzen ließen mich hellwach werden. Ich wurde wieder lebendig. Es regnete jetzt stärker. Ich hockte abwartend im Gebüsch, wie ich schon so oft an anderen Stellen gelegen und gewartet hatte, in anderen Dschungeln. Ich spitzte die Ohren und wartete auf ein leises Rascheln, das Knacken eines Zweiges.

Irgendeine seltsame Gedankenverbindung erinnerte mich wieder an unseren Einsatz in Lagona. Damals waren wir mit Fallschirmen abgesprungen und hatten die Nonnen aus ihrer belagerten Missionsstation geholt. Damals war es schlimm gewesen. Die Regenzeit hatte gerade eingesetzt, und wir mußten uns die ganze Strecke durch dichten Busch hindurcharbeiten. Und dann fiel mir plötzlich ein, daß Burke zunächst mit einem bewaffneten Konvoi hinfahren wollte. Ich hatte ihm den Absprung vorgeschlagen, aber er war dagegen, weil wir dann für den Rückweg keine Fahrzeuge zur Verfügung hatten. Aber ich hatte ihm klargemacht, daß wir dann dafür auf dem Rückweg das Überraschungsmoment auf unserer Seite haben würden, weil wir uns durch ihre Reihen hindurchkämpfen konnten, bevor sie recht wußten, daß wir überhaupt dagewesen waren.

Am Ende hatte er zugestimmt, wie er es immer tat. Später, bei der Besprechung, hatte er den Absprung als seine eigene Idee hingestellt. Wie oft war das geschehen? Wie oft während unseres ganzen Zusammenseins bis zur Nacht in der Cammarata?

Jahrelang hatte diese Tatsache vor meiner Nase gelegen, und ich hatte sie nie bemerkt. Ich war verblendet durch meinen Glauben an diesen Mann. Jetzt spürte ich, wie die innere Spannung nachließ. Es war fast, als hätte ich mich von etwas befreit. Eine wilde Freude durchflutete mich.

Ich bin Stacey Wyatt und sonst niemand! Dieser Gedanke war ein lautes Echo in meinem Kopf.

Da knackte ein Zweig. Mehrere Dinge geschahen gleichzeitig. Oben vom Dach aus rief eine Stimme etwas in die Nacht, und ich hob einen Stein auf. Ich schleuderte ihn seitlich ins Gebüsch. Mein Freund vorn am Tor taugte nicht viel; er war das Geld nicht wert, das Hoffer ihm bezahlte. Er sprang aus der Deckung und feuerte mehrere Schüsse auf die Stelle ab, wo mein Steinchen gelandet war.

Ich schoß ihm durch den rechten Oberarm. Mit einem Aufschrei fuhr er herum und ließ den Karabiner fallen. Wir standen einander im Regen gegenüber. Hinter ihm beobachtete uns die Statue einer bleichen, griechischen Göttin. Aber er hatte keine Angst. Vielleicht hatte Hoffer mit ihm doch ein besseres Los gezogen, als er selbst wußte.

»Wenn du am Leben bleiben willst, dann mach den Mund auf«, sagte ich zu ihm. »Was ist mit Signorina Solazzo?«

»Sie war den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingesperrt.«

»Und Ciccio? Ist Ciccio bei ihr?«

»Er war bei ihr.« Er zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Es geht mich auch nichts an. Sie hat das Zimmer mit der vergoldeten Tür im zweiten Stock.« Er preßte die Hand auf seinen Arm, um den Blutstrom zu stoppen. »Ciccio hat mir gesagt, daß Sie und der Franzose tot sind.«

»Ein Irrtum. Die anderen sind hier?«

»Ja, irgendwo.«

Ich nickte. »Hoffer ist tot. Barbaccia hat nun doch mit ihm abgerechnet. Geh jetzt. Was hier geschieht, geht dich nichts mehr an.«

Er verdrückte sich zwischen den Büschen. Da krachte ein Gewehr. Es war der unverkennbare Ton der A. K. Ein Geschöß riß ein Stück Marmor aus dem Kopf der Göttin. Während ich sofort niederkniete, verschwand oben auf dem maurischen Dachgarten gerade jemand hinter der Schutzmauer.

Ich rief halblaut: »Ich bin's, Sean – ich, Stacey. Ich komme jetzt hinauf.«

Ich bekam keine Antwort, aber plötzlich gingen sämtliche Lampen im Garten aus. Wer auf diese kluge Idee verfiel, weiß ich nicht, aber die Dunkelheit paßte mir gut. Ich nutzte sie sofort aus, kletterte über die niedrige Brüstung der Terrasse im Erdgeschoß und betrat durch die offene Fenstertür das Wohnzimmer.

Im Flur huschten Schatten hin und her. Er war nur von einer einzigen Glühbirne dürftig beleuchtet, aber ich durfte nicht verweilen, denn beim Angriff liegt die einzige Hoffnung auf Erfolg gegen eine Übermacht im Tempo.

Wie ein Geist schlich ich, dicht an die Wand gedrückt, die Treppe hinauf und dann den Korridor entlang, vorbei an meinem eigenen Zimmer. Dann stieg ich in den zweiten Stock hinauf.

Es war keinerlei Geräusch zu vernehmen. Ich blieb im Schatten neben der goldenen Tür stehen und überlegte eine Weile. Die nächste Tür war ledergepolstert und ließ sich leicht öffnen. Allem Anschein nach war das Hoffers Zimmer gewesen. Auch von hier aus führte eine Glastür auf die rückwärtige Terrasse hinaus.

Ich kehrte in den Korridor zurück, drückte mich flach an die Wand und rief leise: »Rosa – bist du da?«

Laut und deutlich kam ihre Antwort: »Stacey! Lauf, schnell!« Dann hörte ich das Geräusch eines Schlages. Drei Schüsse zersplitterten die Tür.

Auf Zehenspitzen schlich ich durch Hoffers Zimmer, schob mich über die Terrasse und spähte hinein. Rosa lag auf dem Boden. Sie trug einen Hausmantel. Ciccio stand drüben an der Tür und kehrte mir den Rücken zu. Er war barfuß, trug Hose und Unterhemd und eine Waffe in der rechten Hand.

Rosa wollte sich erheben, als Ciccio vorsichtig die Tür öffnete. Ich trat ins Zimmer und schoß ihm durch die Hand, als er sich herumdrehen wollte. Er schrie auf. Seine Waffe flog ihm aus der Hand, segelte hinaus auf den Treppenabsatz und rutschte über die Kante nach unten.

Rosa hatte geweint. Ihr Gesicht war geschwollen. Auch an der Schulter hatte sie blaue Flecken. Das bemerkte ich, als ihr der Hausmantel über die Schulter rutschte und ihren Oberkörper freigab. Mit einer mechanischen Bewegung bedeckte sie sich und sah mich voller Erstaunen an.

»Stacey, Stacey... du bist es wirklich. Man hat mir gesagt, daß du tot seist.«

Sie schlang mir die Arme um den Hals und hielt mich fest. Ich ließ dabei keinen Blick von Ciccio.

»Nein, ich bin nicht tot«, sagte ich. »Aber Hoffer ist tot. Mafia-Justiz.«

»Gott sei Dank!« rief sie hart. »Ich wollte dich warnen, Stacey, gestern Nacht, als ich aus deinem Zimmer ging. Ich wollte noch einmal wiederkommen. Du hattest recht: Ich fürchtete mich. Ich hatte aus vielerlei Gründen Angst, aber Hoffer wurde mißtrauisch. Er hat mich zuerst geschlagen und mich dann diesem – diesem Tier hier überlassen.«

Ciccio trat zurück. Ich nahm sie und führte sie durch das Halbdunkel hinaus auf den Treppenabsatz, wo es etwas heller war. Die Verletzungen in ihrem Gesicht sahen schlimmer aus, als ich zuerst gedacht hatte. In mir breitete sich ein heißes

Feuer aus. »Er hat dich mißbraucht?«

Sie versuchte mir gar nicht erst auszuweichen. Sie warf den Kopf zurück – sie hatte ihren Stolz noch nicht eingebüßt. »Er trägt auch meine Male am Körper.«

Ich drehte mich um. Als Ciccio mein Gesicht erblickte, zog er sich noch weiter zurück, die Hand immer noch auf die Wunde gepreßt.

»Bitte, Signor.« Er versuchte ein falsches, plump-vertrauliches Lächeln. »Dieses Weib ist doch eine Hure aus den übelsten Straßen von Palermo. Es weiß doch jeder, was sie war, bevor Signor Hoffer sie zu sich geholt hat.«

Er lächelte unterwürfig, den Rücken der Treppe zugekehrt. Die Wut flackerte in mir hoch wie flüssige Lava. »Das findest du lustig? Du magst einen guten Witz, wie? Dann lach mal über den!«

Ich versetzte ihm mit aller Kraft einen Tritt. Er flog rücklings die Treppe hinunter. Unten blieb er eine Weile liegen, dann raffte er sich, so unglaublich das klingt, auf und humpelte eilig davon. Anscheinend hatte er sich beim Sturz den rechten Arm gebrochen, denn er baumelte kraftlos an seiner Seite.

Ich wandte mich Rosa zu. »Sag mir nur Bescheid, falls du dich irgendwann einmal deiner Vergangenheit schämen solltest. Ich werde dir dann ein paar ausgewählte Episoden aus meinem eigenen Leben erzählen, und im Vergleich dazu wirst du dir rein wie eine Vestalin vorkommen. Ich laß' dich jetzt allein. Oben auf dem Dach wartet Burke auf mich.«

»Nein Stacey, sie sind zu zweit. Sie werden dich umbringen.«

»Das glaub' ich nicht. Andererseits ist in diesem Leben natürlich jedes Ding möglich.« Ich zog meine Brieftasche heraus und gab sie ihr. »Wenn etwas schiefgehen sollte, wird dir das, was du da drin findest, vorerst ganz gut weiterhelfen. Jetzt zieh dich an und warte dann unten in einem der Wagen

auf mich.«

Ich drehte mich schon um, da umfaßte sie mich, drückte sich an mich, küßte mich aber nicht. Sie sprach kein Wort, aber ihre Miene drückte mehr aus, als viele Worte es vermocht hätten. Ich machte mich behutsam von ihr los. Sie versuchte nicht, mich zurückzuhalten.

18

Die Tür am oberen Ende der Treppe stand offen. Der Garten war jetzt wieder hell erleuchtet. Er lag duftend, voller Wunder und Schönheit vor mir.

Ich blieb neben der Tür stehen und überdachte die Situation. Dann ging ich den Flur entlang, probierte eine andere Tür und stand in einer Art Studio.

Das Zimmer war unbeleuchtet, aber die unvermeidliche Glastür auf der anderen Seite war geöffnet.

Ich stand im Dunkeln da, bar jeder Gefühlsregung, plötzlich sehr müde, eingefangen von einer seltsamen Gleichgültigkeit. Eine innere Stimme sagte mir, daß es doch keine Rolle spielte, was nun geschah – alles war jetzt egal. Wir hatten unseren vorbestimmten Weg eingeschlagen, Burke und ich. Keiner konnte mehr zurück.

Mit raschen Schritten sprang ich die Stufen zum Dachgarten hinauf.

Klar und deutlich kam seine Stimme: »Hier bin ich, Stacey. Ich weiß, wo du steckst.«

»Nur du und ich, Sean?« rief ich zurück. »Sonst niemand?«

»Genau wie es immer war, Stacey!« Je deutlicher sein irischer Akzent wurde, um so weniger traute ich ihm. »Pete ist nicht hier. Er ist mit unserem Gepäck zum Flugplatz vorausgefahren. Wir hauen noch heute nacht ab.«

Das war eine Lüge. Es mußte eine Lüge sein, denn was Hoffer ihm auch außer der Reihe bezahlt haben mochte, in dem Banksafe in Palermo lag die Anweisung über fünfzigtausend Dollar. Da heute Sonntag war, konnte er sie unmöglich nach seiner Rückkehr abgeholt haben. Nie würde er das Geld im Stich lassen.

Aber der seltsame Fatalismus, der mich gepackt hatte, veranlaßte mich, auf sein Spiel einzugehen. Ich trat hinaus auf den schmalen Weg. Er stand am Ende der Terrasse zwischen

den handgeschmiedeten Tischen, die Hände hinter dem Rücken.

»Was hast du da in der Hand, Sean?« rief ich.

»Nichts, Stacey – oder glaubst du mir nicht?«

»Nach der Nacht in der Cammarata?«

Er brachte beide Hände nach vorn. Sie waren leer. »Die Sache tut mir leid, aber ich hab' gewußt, daß du es nicht dulden würdest, daß wir das Mädchen töteten.« Er schüttelte den Kopf. Aus seiner Stimme klang eine Art von Bewunderung. »Aber du, Stacey – du! Großer Gott, du bist wirklich nicht umzubringen. Ich hab' gedacht, es hätte dich in Stücke gerissen.«

»Du läßt eben nach, Sean – das Alter!« sagte ich. »Falls es dich interessiert: Bei dem Mädchen hast du auch gepfuscht. Ihr geht's gut. Aber Hoffer steckt jetzt in der Klemme. Er wird sich inzwischen für den Teufel eine Ausrede ausdenken müssen.«

Jetzt war er doch erschüttert. Das kleine Lächeln verschwand von seinem Gesicht.

»Du bist ein verdammtes Schwein, Sean«, sagte ich. »Du warst es schon immer, ich hab's nur nicht gemerkt. Was du da oben im Gebirge getan hast, läßt sich durch nichts auf der Welt entschuldigen. Eigentlich mußt du dich prächtig mit Hoffer verstehen, wenn ihr euch wiederseht.«

»Stacey, du wirst mich doch wohl nicht kaltblütig umbringen – nach allem, was wir gemeinsam durchgemacht haben.«

Er breitete beide Arme zu einer großen Geste aus.

»Genau das habe ich vor«, sagte ich. Da schrie Rosa hinter mir in der Tür auf.

Ich fuhr herum und ließ mich im gleichen Augenblick hinfallen. Der Schmerz zerrte an meiner rechten Schulter. Pete Jaeger sprang keine zwei Meter entfernt hinter einem Pfeiler hervor.

Die Waffe in seiner Hand war seltsamerweise eine Lupara. Sie mochte Hoffers Leuten gehört haben. Genau das richtige

Werkzeug für einen Mord aus kurzer Entfernung.

Ich schoß dreimal auf ihn. Zwei Geschosse trafen ihn ins Herz, das dritte in die Gurgel, als er schon zu Boden ging. Die Lupara fiel zu Boden.

Dann drehte ich mich um, den Smith & Wesson in der Linken. Ich blickte in die Mündung des Browning, den Burke auf mich gerichtet hielt.

»Den hatte ich hinten in meinen Gürtel gesteckt«, erklärte er. »Wer von uns macht jetzt den Fehler?«

»Willst du denn für deinen kleinen Liebling keine Träne vergießen?« fragte ich.

Seine Miene wurde maskenhaft. »Du Schwein, so wollte ich dich schon längst einmal vor meiner Kanone haben.«

»Aber du hast mich gebraucht, nicht wahr?« fragte ich. »Erst heute abend bin ich draufgekommen. Als ich in Lagona verwundet wurde, hast du mich nur deshalb herausschleppen lassen, weil du mich dringend gebraucht hast. Ohne mich warst du nämlich eine Null.« Ich lachte rauh. »Der große Sean Burke. Was für ein Witz! Was du auch getan hast, alles hab' ich geplant, in meinem Kopf ist es entstanden. Ohne mich warst du gar nichts, und ich habe dich immer für einen Gott gehalten. Ohne mich wärst du nicht einmal in die Cammarata gekommen. Nicht einmal bis auf zehn Meilen wärst du an Serafino und das Mädchen herangekommen.«

»Du armer Narr«, sagte er. »Glaubst du vielleicht, ich hätte dich für die Sache in der Cammarata gebraucht? Glaubst du, deshalb hätte ich dich aus dem Loch in Ägypten herausgeholt, statt dich verrecken zu lassen?«

»Weißt du denn eine bessere Erklärung?«

»Wie wär's denn damit.« Er genoß jedes einzelne seiner Worte. »Hoffer wollte Vito Barbaccias Kopf haben. Aber er konnte unmöglich an ihn herankommen, bis er mich anheuerte. Ich erinnerte mich an meinen lieben alten Freund Stacey Wyatt in seinem Loch in Fuad. Das Problem bestand darin, wie man

in die Villa Barbaccia hineingelangte. Alle Besucher mußten ihre Wagen draußen lassen, aber galt diese Regel wohl auch für Barbaccias Enkel? Der Versuch lohnte sich.«

Ich starrte zu ihm auf. Zum erstenmal, seit ich ihn kannte, lachte er schallend auf. »Die beiden Heckenschützen haben sich an jenem Abend in unserem Kofferraum eingeschlichen. Nur so konnten sie hineinkommen. Es war meine Idee, Stacey. Wie mit dem hölzernen Pferd von Troja. Dieser Versuch war es wert, dich aus Fuad herauszuhauen. Und beinahe hätte es ja auch geklappt.«

Ich konnte nicht wissen, ob das alles wahr oder erfunden war. Aber es war vermutlich nicht der einzige Grund für meine Rettung aus Fuad. Nein, er hatte mich für die Cammarata gebraucht, auch wenn er es sich jetzt selbst nicht mehr eingestehen wollte.

Andererseits hatte ich bestimmt ihm gegenüber einmal meinen Großvater erwähnt, einen Namen, der ihm seinerzeit sicherlich nichts sagte, bis er Hoffer kennenlernte.

Also hatte er sich wieder einmal meiner bedient. Der Witz war nur, daß ich es diesmal selbst war, der seinen Plan durchkreuzte. Aber nun verstand ich auch, warum er den Jungen mit der Lupara so blitzschnell erschossen hatte. Er mußte ihn unter allen Umständen mundtot machen.

Ich ließ mich aufs Knie fallen. Er schüttelte den Kopf.

»Reine Zeitverschwendung. Ich hab' mitgezählt. Einen im Garten, einen auf der Treppe, drei für Pete. Das macht fünf. Mehr hast du in diesem Ding nicht drin – es sei denn, du hättest es auf dem Weg hier herauf nachgeladen.«

Es war ein wahnwitziges Spiel, in dem jeder von uns bei seiner Rolle bleiben mußte.

Ich schüttelte den Kopf und steckte die Waffe ein. »Nein, du hast recht. Er ist leer.«

»Das war's dann, Stacey«, sagte er. »Es war für uns ein weiter Weg seit dem ›Licht von Lissabon‹.«

Ich hob die Lupara auf. »Weißt du, was das hier ist?«

»Klar. Hoffer hat's mir gezeigt. Die Lieblingswaffe der Mafia. Das traditionelle Werkzeug für die Vendetta. Aber auf eine größere Entfernung als zwei Schritte taugt das Ding nicht viel. Du mußt näher rankommen, Stacey!«

»Ich werde näher herankommen«, sagte ich, stand auf und zog den Hahn mit dem Daumen zurück. »Wenn ich nicht hinter dir stand, warst du nie auch nur einen Pfifferling wert. Mal sehen, wie gut du bist, wenn du mal auf dich allein gestellt bist.«

Er hatte natürlich recht. Eine abgesägte Schrotflinte hat eine so starke Streuung, daß ich nicht die leiseste Hoffnung hatte, ihm auf eine Entfernung von zwanzig Schritten das geringste anhaben zu können.

Ich sah dem Tod ins Auge und setzte mich in Bewegung. Hinter mir schrie Rosa laut auf. Ich hörte irgendwo einen Automotor, dann noch einen, dann Türeenschlagen, Stimmen in der Nacht. Die Mafia kam zu spät.

Dann gab es nur noch den Regen und Burke, der mit unbewegter Miene am Ende des dunklen Daches vor mir stand. Jede Falte grub sich tief in sein Gesicht ein, und sein Blick bohrte sich in meinen. Wir waren beide in einem Augenblick der Zeitlosigkeit gefangen.

Aber dann geschah etwas Seltsames. Der Browning schwankte. Er tat einen Schritt zurück, dann noch einen. Ich weiß auch nicht, woran es lag. Vielleicht mein erbarmungsloses Näherrücken, meine scheinbare Verachtung dem Tod gegenüber, mein Gesichtsausdruck. Jedenfalls brach er zusammen. Er konnte einfach nicht mehr.

»Bleib mir vom Leib! Weg da!«

Er machte drei rasche Schritte nach rückwärts, stolperte gegen die niedrige Brüstung und kippte mit einem Verzweiflungsschrei darüber.

Ich stand leicht schwankend da. Dann ließ ich die Lupara

fallen.

Rosa stand vor mir, umarmte mich, weinte an meiner Schulter. Ich streichelte ihr gedankenverloren übers Haar. Dann trat ich an die niedrige Mauer und schaute zu ihm hinunter. Er lag zerschmettert zwanzig Meter tiefer auf den Stufen der Treppe.

Als ich mich endlich umdrehte, erblickte ich meinen Großvater, Marco und drei Männer mit finsternen Gesichtern. Sie hielten Maschinenpistolen in den Fäusten, und man sah ihnen an, daß sie damit gut umzugehen verstanden.

»Ihr kommt zu spät«, sagte ich. »Es ist alles vorüber.«

Barbaccia kam auf mich zu. »Alles in Ordnung?«

»Mir geht es prächtig. Nur Burke und sein kleiner Freund sind tot, und zwei von Hoffers Gaunern hab' ich ein bißchen angekratzt. Was werde ich dafür wohl kriegen? Zehn Jahre? Fünfzehn? Rom mag solche Zwischenfälle nicht mehr, wie ich gehört habe. Sie sind schlecht für den Fremdenverkehr.«

Er legte mir die Hand auf die Schulter. »Stacey, hör mir zu. Das alles ist eine Kleinigkeit. Burke und sein Freund werden so tief unter der Erde verschwinden, daß keiner sie jemals wiederfinden kann. Mit den anderen werde ich reden. Ich bringe alles in Ordnung. Sie werden es sich überlegen, ob sie der Mafia in die Quere kommen wollen.«

»Sehr gut«, sagte ich. »Das ist sogar ganz ausgezeichnet. Um die Wahrheit zu sagen, hab' ich für den Rest meines Lebens genug von Gefängnissen. Ich hab' etwas anderes vor. Morgen werde ich mit der erstbesten Maschine Sizilien verlassen.«

Er war wie vor den Kopf geschlagen und streckte unsicher die Hand aus. »Stacey, du weißt nicht, was du redest. Du mußt bei mir bleiben.«

»Bei dir bleiben?« Ich lachte schallend. »Und wenn sie dich aufhängen, ich würde dich nicht abschneiden. Ich muß dir nämlich etwas verraten: Heute abend habe ich eine interessante Entdeckung gemacht. Ich bin dahintergekommen, wer meine

Mutter ermordet hat. Du warst es!«

Es war das Grausamste, was ich ihm hätte sagen können, aber wahr. Er welkte und wurde vor meinen Augen zu einem alten Mann. Ich wandte mich ab und schob mich zwischen seinen Gorillas hindurch. Plötzlich war ich sehr, sehr müde.

Ich kam bis an die Tür, dann stolperte ich ein wenig. Ein Arm stützte mich. Rosa war da und sah mich voller Stolz an. Sie weinte nicht mehr.

»Ich möchte dir helfen, Stacey.«

»Kannst du kochen?«

»Eine Pasta wie meine hast du noch nie gegessen.«

»Dann bist du für mich genau das richtige Mädchen. Nur eine Bedingung: Bei der erstbesten Gelegenheit bringen wir alles vor dem Gesetz in Ordnung. Das unregelmäßige Leben hängt mir zum Halse heraus.«

Sie begann wieder zu weinen, als wir die Treppe hinuntergingen. Ich streichelte ihre Schulter.

»Ich denke, daß meine Sachen noch in meinem Zimmer sind. Pack mir einen Koffer, auch alles, was du brauchst, und vergiß deinen Paß nicht. Wir treffen uns dann unten. Und meine Brieftasche möchte ich wiederhaben.«

Sie gab sie mir und ging dann in ihr Zimmer. Ich schaffte es aus eigener Kraft bis hinunter in die Halle. Es regnete stärker als zuvor, als ich in den Garten hinaustrat und die Terrasse vor der Villa entlangging –

Er wirkte ganz friedlich, wie er da im Regen lag. Allem Anschein nach war sein Rückgrat gebrochen. Einen Schädelbruch schien er ebenfalls erlitten zu haben.

Wie ich so dastand, mußte ich an vielerlei denken, hauptsächlich jedoch an unser erstes Zusammentreffen im ›Licht von Lissabon‹. Wenn man nur flüchtige Augenblicke festhalten könnte! Wenn sich nur die Menschen nicht so verstellten! Aber das war unmöglich. Das Leben war nun einmal anders.

Nun war ich müde und wünschte mir nichts weiter als ein

warmes Eckchen, wo ich Schutz vor der Finsternis fand. Wenn ich Glück hatte – mehr Glück als die meisten Menschen jemals kennenlernen –, dann würde mir Rosa dieses warme Eckchen bieten. Rosa – und das Stückchen Papier, das im Futter meiner Brieftasche steckte. Es war immerhin fünfzigtausend Dollar wert.

Ich mußte ein wenig lächeln, als ich mich daran erinnerte, wie feierlich er den großen Umschlag mit dem leeren Formular darin versiegelt hatte, das ich damals in der Bank anstelle der echten Quittung hineingesteckt hatte.

Armer Sean – armer Sean Burke.

Ich zog meinen Revolver heraus und legte ihn auf seine Brust. Dann ließ ich ihn im Regen liegen. Es war vielleicht ein schlechter Tausch – aber nur für ihn, für mich nicht.